

SEIT
1946

10/2020

ZUKUNFT

DIE DISKUSSIONSZEITSCHRIFT FÜR POLITIK, GESELLSCHAFT UND KULTUR

KULTURKRITIK UND NEOLIBERALISMUS

Auf der Strecke

Zarah Weiss

Kulturhedonismus trotz Krise

Karin Moser

Kulturelle Emanzipation

Julian Kroyer

Der Esel

Michael Scharang

EDITORIAL

Kulturkritik und Neoliberalismus

ALESSANDRO BARBERI UND THOMAS BALLHAUSEN

Gerade angesichts der COVID-19-Pandemie scheint die Frage im Raum zu stehen, ob der neoliberale Kapitalismus nunmehr ans Ende des – von Francis Fukuyama dereinst prognostizierten – Endes der Geschichte gelangt ist. Seit geraumer Zeit werden die inneren Widersprüche seiner Logik theoretisch und praktisch in Frage gestellt, was auch mehrfach mit verschiedenen Formen der Kulturkritik in Zusammenhang stand. Gerade im Blick auf die Geschichte der Arbeiter*innenbewegung wird damit erneut deutlich, dass die neoliberale Orientierung an der (unternehmerischen) Individualität nunmehr an ihre buchstäblich *kollektiven* Grenzen stößt. Deshalb hat sich die Redaktion der ZUKUNFT entschlossen, dem Thema *Kulturkritik und Neoliberalismus* eine eigene Ausgabe zu widmen. Dabei wird ein theoretischer Reflexionsrahmen eingebracht, der in der Folge auch durch literarische Durcharbeitungen präzisiert wird.

Der Reigen beginnt mit einem Beitrag von **Alessandro Barberi**, der das derzeitige Feld von *Digitaler Biopolitik und notwendiger Lebensrettung* absteckt, um deutlich zu machen, dass nur eine neue Form von Gemeinschaft und Gesellschaft uns am Ende der Krise die Möglichkeit geben wird, aus dem Scheitern des Neoliberalismus wirklich zu lernen. Denn an der Grenze von Leben und Tod insistiert derzeit das Virus im Sinne einer harten materiellen Naturgewalt, die gleichzeitig und fataler Weise den Blick auf die dahinterliegende fundamentale Wirtschaftskrise verstellt. Insofern stellt sich die Frage, wie Emanzipation, Freiheit und Widerstand künftig individuell und kollektiv artikuliert werden können, um einer anderen Gesellschaft Platz zu machen, in der eben nicht mehr die „nackte Gier“ regiert.

Genau diese Widerstandslinie untersucht dann auch **Julian Kroyer**, der betont, dass soziale und kulturelle Emanzipation seit jeher damit verbunden sind, eine Gegenkonstruktion von Identität ins (politische) Spiel zu bringen. Gerahmt von Antonio Gramscis Hegemonietheorie erläutert der Autor im Blick auf Tsenay Serequeberhan und die Geschichte Afrikas, dass die aktuellen Formen des Neoliberalismus den Endmäander einer Entwicklung darstellen, der mit Kolonialismus und Imperialismus seit jeher die brutale und versklavende Entfaltung der kapitalistischen Produktionsweise begleitete. Dabei zeigt er etwa an der *Harlem Renaissance* der amerikanischen 1920er Jahre, dass auch die kulturkritische Emanzipation (hier von Schwarzen) uns ein Vorbild sein kann, wenn es darum geht, eine progressive Hegemonie in Aussicht zu stellen.

Die Historikerin **Karin Moser** stellt in ihrem Artikel *Konsumhedonismus trotz Krise* angesichts der COVID-19-Pandemie den österreichischen Werbefilm ins Zentrum ihrer Überlegungen und kommt so ebenfalls auf die 1920er Jahre – nun in der österreichischen Geschichte – zu sprechen. Denn anhand ausgewählter Beispiele aus der Zwischenkriegszeit arbeitet sie Produktions- und Rezeptionsmuster ebenso schlüssig heraus wie die thematische Ausgestaltung der Werbestreifen, die der (neoliberalen) Aktualität nicht entbehren. Die Indienstnahme des damals noch recht jungen Mediums Film ging nicht zuletzt mit der Bewerbung von Produkten einher, die für den Großteil des Publikums mitunter nur schwer oder auch gar nicht erschwinglich waren. Auch geht es bereits in diesem historischen Zusammenhang um einen kleinbürgerlichen Habitus, der angesichts der heutigen Krise des Neoliberalismus mehr als weit verbreitet ist.

In ihrer kulturkritischen Erzählung *Auf der Strecke* macht in der Folge auch die Autorin **Zarah Weiss** den Titel zum Programm: In deutlicher Bezugnahme zum posthum veröffentlichten Text *Mary Ventura and the Ninth Kingdom* der us-amerikanischen Dichterin Sylvia Plath und unter Einbindung so diverser Impulsgeber wie Heinrich Heine oder auch Paul Virilio schildert sie anhand einer symbolisch bedeutsamen Zugreise eine Gesellschaft, die sich dem Leben auf der sprichwörtlichen Überholspur verschrieben hat. Gier, Konkurrenz und Rücksichtslosigkeit kennzeichnen auch die von Weiss kritisierte (neoliberale) Gesellschaft, die auf Kosten der Schwächeren und Unterdrückten ihr Programm ungebremster Beschleunigung und Rücksichtslosigkeit umsetzt.

Eine ähnliche Tonlage schlägt auch **Thomas Ballhausen** in seinem dystopischen Text *Kummerbund* an. Der bewusst mehrfach zu lesende Titel weist auf die Pervertierung eines eigentlich notwendigen gesellschaftlichen Vertrags hin, der von den Mächtigen missbraucht wird: Im Zentrum der Erzählung steht ein namenloser Protagonist, der beruflich wie auch privat unter Druck gerät und in den Wirren einer allgemeinen Krisensituation unterzugehen droht. Getragen vom Taktgeber eines fiktiven Ratgebers zur permanenten (neoliberalen) Selbstoptimierung läuft Ballhausens Figur Schritt für Schritt in Richtung Untergang, bis das zu hinterfragende, kaum greifbare System ihn zum Komplizen der eigenen Niederlage gemacht hat.

Es ist der Redaktion der ZUKUNFT zum Ende hin eine große Freude, dass **Michael Scharang** zugestimmt hat, einen Auszug aus seinem nächsten Roman *Der Esel* präsentieren zu dürfen. Es handelt sich dabei um eine Erzählung, die in den letzten Jahren des 2. Weltkriegs einsetzt und so angesichts der „Teufel“ des Nationalsozialismus von berührender Widerstandskraft ist. Dabei ist insbesondere hervorzuheben, dass in diese liebevolle Geschichte ein Datum eingelassen ist, dass für die österreichische Zeitgeschichte von besonderer Bedeutung ist. Ging es doch auch – wie heute – am 12. Februar 1934 angesichts des Klerikal- und Austrofaschismus um die Verteidigung der Demokratie. Eine mehr als notwendige Verteidigung, die auch angesichts der heutigen politischen Verhältnisse von großer Dringlichkeit ist.

Einen herzlichen Dank wollen wir an dieser Stelle **Dobroslav Houbenov** aussprechen, der uns im Sinne von *Creative Commons* eine mehr als beeindruckende Bildstrecke zur Verfügung gestellt hat. Seine *Terrorscans* markieren angesichts unseres Themas auch den Ausbau einer (neoliberalen und brutalen) Kriegsmaschine, die mit dem *war on terror* den gesamten sozialen Raum überflutet hat. Auf Seite 26 gibt uns der Künstler auch einen kurzen Einblick in die bemerkenswerten Produktionsbedingungen dieser Serie, um uns daran zu erinnern, wie stark der Krieg im Rahmen des Neoliberalismus (fast) nur mehr als mediales Simulakrum vor unseren Augen erscheint.

Abschließend meint die Redaktion der ZUKUNFT angesichts der Problembereiche von *Kulturkritik und Neoliberalismus* interessantes Diskussionsmaterial zur Verfügung gestellt zu haben und hofft dahingehend auch auf die Zustimmung ihrer Leser*innen. Wir wünschen Ihnen einen guten Rutsch ins neue Jahr 2021 und wenden uns dann auch mit einer neuen Ausgabe an Sie ...

ALESSANDRO BARBERI

ist Bildungswissenschaftler, Medienpädagoge und Privatdozent. Er lebt und arbeitet in Wien und Magdeburg. Politisch ist er in der SPÖ Landstraße aktiv. Weitere Infos und Texte online unter: <https://ipm.medienbildung.ovgu.de/team/barberi/>

THOMAS BALLHAUSEN

lebt als Autor, Kulturwissenschaftler und Archivar in Wien und Salzburg. Er ist international als Herausgeber, Vortragender und Kurator tätig.

Inhalt



DOBROSLAV HOUBENOV (2014) TERRORSCAN
AMERICAN FLAG IN THE WIND
© DOBROSLAV HOUBENOV

- 6 Digitale Biopolitik und notwendige Lebensrettung**
VON ALESSANDRO BARBERI

- 12 Kulturelle Emanzipation und Konstruktion von Identität**
VON JULIAN KROYER

- 16 Konsumhedonismus trotz Krise**
VON KARIN MOSER

- 22 Auf der Strecke**
VON ZARAH WEISS

- 26 Terrors cans**
VON DOBROSLAV HOUBENOV

- 28 Kummerbund**
VON THOMAS BALLHAUSEN

- 32 Der Esel**
VON MICHAEL SCHARANG

Digitale Biopolitik und notwendige Lebensrettung

Dass die Linke im Blick auf Corona in ein Pendeln zwischen Revolution und Apokalypse gerät, ist für **ALESSANDRO BARBERI** Ausgangspunkt einer Analyse der digitalen Biopolitik im Neoliberalismus. Denn das Virus stellt eine Naturgewalt dar, die ganz materialistisch die menschlichen Interpretationen an der Grenze von Leben und Tod neutralisiert.

I. DIE LINKE ZWISCHEN REVOLUTION UND APOKALYPSE



Luther – Das Neue Testament – Apokalypse
© Wikimedia Commons (author: Catrin)

Dass der Spätkapitalismus mit seiner breit angelegten Deregulationsstrategie seit rund dreißig Jahren das umkämpfte Gebiet der Individualität und Subjektivität besetzt, wurde mehrfach im Sinne einer Kritik am Neoliberalismus und seinen Schockstrategien argumentiert. Auch in diesem Zusammenhang pendelt, wie Georg Fülberth angesichts des 200. Geburtstags von Friedrich Engels jüngst in *konkret* in Erinnerung rief, nicht nur der General, sondern die Linke insgesamt und erneut angesichts der Corona-Pandemie zwischen Revolution und Apokalypse, zwischen Durchsetzung einer neuen gemeinschaftlichen Ordnung und Weltuntergang. Sie untersteht damit nach wie vor der „Symbolischen Macht der

*Selig, wer diese prophetischen Worte vorliest
und wer sie hört und wer sich an das hält,
was geschrieben ist;
denn die Zeit ist nahe.*

Offenbarung des Johannes, Kapitel 1.3

*Also liegt nun der Inhalt des geheimnisvollen Buchs in voller
Klarheit vor uns.
„Johannes“ sagt die Rückkehr Neros ungefähr für das Jahr 70
und seine Schreckenherrschaft voraus, die 42 Monate oder 1.260
Tage dauern soll.
Nach dieser Zeitspanne erscheint Gott, überwältigt Nero, den
Antichrist,
zerstört die große Stadt durch Feuer und fesselt den Teufel für
ein Jahrtausend.
Das Tausendjährige Reich beginnt etc.*

Friedrich Engels: Das Buch der Offenbarung, London 1883

Apokalypse“ (Christian Zolles). So machen die Jünger*innen des Giorgio Agamben in der derzeitigen Situation gar die absolute Zuspitzung des Schmittschen Ausnahmezustands aus, indem die Menschheit angeblich kollektiv auf das „nackte Leben“ (*homo sacer*) zurückgeworfen und die Krise zum Normalfall wird. Und seichte Foucaultianer*innen, die eine Reduktion des Virus auf seine konstruktivistischen Anteile vornehmen, haben die endgültige biopolitische Durchsetzung der neoliberalen Regierungsmentalität vor Augen, wenn alles gut geht und sie nicht schon selbst zum Teil dieser Mentalität geworden sind.

II. AN DER GRENZE VON LEBEN UND TOD



Pest-AIDS-Projekt
© Wikimedia Commons
(author: AIMare)

Denn die *normative* Macht über Leben und Tod scheint nun angesichts der quantitativ vor Augen stehenden COVID-19-Mortalität kaum deutlicher hervortreten zu können als in der kollektiven Option für biopolitische Lebensverlängerung. So wird eine historische Linie zu Ende gebracht, die von Lepre, Pest, Pocken, Spanischer Grippe und AIDS bis in unsere Lockdown-Gegenwart reicht und noch den heutigen Gesellschaftszustand als „Kerkerstadt“ begreift. Dabei ist nicht ganz zu übersehen, dass auch der „rationale Kern linker Verschwörungstheorie“ (Peter Brückner) die blanke Materialität und Natur des Virus aus dem Blick drängen kann, ist er doch als biologische Tatsache und als „Reales“ der deutliche Grenzwert menschlicher (De-)Konstruktionen. Das Virus insistiert als materielle Gegebenheit auch vollkommen ungeachtet der menschlichen Interpretationen bzw. Sinn- und Bedeutungszuschreibungen an der Grenze des Symbolischen. Des Weiteren wird deutlich, dass „die Macht“ die derzeitige Situation nicht – ausgehend von einer panoptischen Zentrale – geplant haben kann, weil sie ihrerseits angesichts dieser „natürlichen Tatsache“ mit den eigenen internen Widersprüchen an die Grenze ihrer (vitalen) Existenzmöglichkeiten gebracht wurde. Insofern ist auch angesichts von Corona-Leugner*innen und rechten Verschwörungstheorien eine rationale und aufgeklär-

te Kritik jeder paranoischen Weltsicht vonnöten. Zu raten ist uns allen also in Isolationszellen und selbst noch Isolierstationen: *Stay open minded and avoid paranoia!*

III. EINE DIGITALE HÖLLENMASCHINE



G. M. Siewert, Ärzte im Operationssaal, Ölbild
© Wikimedia Commons (author: wdwdbot)

Freilich war etwa die Durchsetzung der menschlichen Arbeits- und Lebenswelten durch und mit Kybernetik, Informations- und Kommunikationstechnologien (IKT) sowie Digitalisierung ein Kernelement des möglichst präzisen Ausbaus der kapitalistischen Höllenmaschine im Sinne einer „technologischen Konterrevolution“ (Hermann L. Gremliza), die einer ausbeuterischen Durchtaktung und Verknappung der Lebenswelt(en) entsprach. Insofern wurden mit den beiden Lockdowns nun annähernd alle Menschen auf die Notwendigkeit gestoßen, digitale Medien zu nutzen, was durchaus den Vorstellungen aktueller Betriebswirtschaftler*innen zugutekommen könnte, die etwa das *home office* begrüßen, weil es einem rentablen *outsourcing* entspricht. Die digitalisierten Arbeitsplätze und die Kommunikation(en) über Videokonferenzsysteme sind aus dieser Sicht der Endmäander einer *Industrie 4.0*, die aber auch zu einer *Schule 4.0* werden könnte. Denn – zumindest dem Wunsche nach – waren die digitalen Medien mit dem Aufkommen des *world wide web* auch mit der Möglichkeit einer radikalen Demokratisierung und technologischen Revolution aufgeladen, wie jüngst auch mit der Autobiografie von Edward Snowden deutlich wurde. Eine Revolution, die sich nunmehr insofern ankündigt, als der Vampir des kapitalistischen Produktionssystems zwar auf den Finanzmärkten horrende Profite absaugt, nichtsdestotrotz auf der Ebene der Realwirtschaft eine der schlimmsten Wirtschaftskrisen seit Menschengedenken vor Augen steht.

Das Virus ist aus dieser Perspektive nur oberflächliches Symptom einer mehr und mehr zerfallenden (sozioökonomischen) „Anatomie der Gesellschaft“ (Marx). Wir können da-

her die These und Prognose wagen, dass zwischen digitaler Biopolitik und aktuell notwendiger Lebensrettung der gravierende Charakter dieser Krise des Kapitalismus erst dann klar vor Augen steht, wenn das Virus durch das starke Sinken oder Verschwinden der Mortalität aus der individuellen und kollektiven Wahrnehmung verschwunden ist und sei es durch das Einsetzen eines sich ankündigenden Impfstoffs. Eben weil die Produktivität der Lebens- und Arbeitskraft mit den Lockdowns weitgehend gelähmt ist, kommt das kapitalistische Getriebe sozusagen hinter dem Virus also (fast) an einen Nullpunkt, liegt damit erneut am Sterbebett und in zuckender Agonie. Mit Jean-Luc Godard gesprochen stehen wir mithin an einer nur scheinbar paradoxen Grenze, an der *Sauve qui peut (la vie) – Rette sich, wer kann (das Leben)* gilt und gleichzeitig der Körper des Kapitalismus gerade nicht am Leben erhalten werden sollte. Denn nur in dieser aktuellen „Dialektik im Stillstand“ (Walter Benjamin) können die Toten der Coronapandemie *nicht kausal* auf das Wirtschaftssystem bezogen werden, das aber systematisch damit verbunden war, die öffentlichen Gesundheitssysteme auszuverkaufen. Insofern brauchen wir öffentlich finanzierte Krankenbetten für alle, aber sicher keines für die kapitalistische Produktionsweise. Applaus, Applaus!

IV. WIDERSTAND UND FREIHEIT



Aus der Sammlung des Red Carpet Art Award
Leunam Sarg, Corona Wars – part one
Bleistift auf Papier, 30 x 40 cm, 2020
© RCAA

Doch wie zuvor kann angesichts der Zerstörung kollektiver Organisationen des Widerstands seit Reagan und Thatcher nicht präzise ausgemacht werden, ob „das System“ sich nunmehr wie nach dem Platzen der Dotcom-Blase im Jahr 2000 und der Finanzkrise von 2007/2008 restabilisieren wird, eben weil im Neoliberalismus dem Freiheitskampf fast nur individuelle Nischen der Subjektivität zur Verfügung stehen. Für den Widerstandskampf bedeutet dies aber auch unter den extremen gegenwärtigen (Produktions-)Bedingungen auf jeden Fall, sich mit „kalter Wut“ (Dietmar Dath) daran zu erinnern, dass die Problemlagen unserer Gesellschaften und

Kulturen sich nicht durch wie auch immer wirkende Technologien und Maschinen ergeben, sondern durch die Brutalität der Eigentums- und d. h. Klassenverhältnisse, die gerade angesichts der COVID-19-Pandemie (denken wir nur an den *digital divide*) mehr als deutlich vor Augen stehen. Vom Faustkeil über das Pulver bis zum Siliziumchip gilt also gerade jetzt die Regel, dass es darauf ankommt, wie Menschen die von ihnen produzierten Gegenstände sowie Instrumente – und auch digitale Medien sind nichts anderes – einsetzen. *For good or for bad*. Mit einem Faustkeil konnte der Nächste erschlagen oder aber auch Feuer gemacht werden. Mit den Worten Marxens: „Das Pulver bleibt das gleiche, ob man sich seiner bedient, um einen Menschen zu verletzen oder um die Wunden des Verletzten zu heilen.“

V. DIGITALER KAPITALISMUS 4.0? DIGITALER HUMANISMUS 4.0



Orlowski Jeff (2020): The Social Dilemma
© netflix

Insofern sind die existenziellen Grenzwerte, an die wir durch die verkehrte (neofeudale und nicht nur neoliberale) Welt der Lockdowns gedrängt werden, individuelle Nischen der biopolitischen Steuerung durch digitale Architekturen der *Big Five* (Google, Amazon, Facebook, Microsoft und Apple) und damit der *California Ideology* aus Palo Alto und Stanford, wie jüngst auch mit Jeff Orlowkis Dokumentarfilm *The Social Dilemma* (2020; vgl. netflix) deutlich wurde. So erkannte etwa der Erfinder des Like-Buttons auf Facebook, dass seine durchaus menschlichen Intentionen schlussendlich mit Frankenstein's Monster verbunden waren und sich in ihr Gegenteil verkehrten. Parallel dazu sind aber digitale Medientechnologien auch der Ort, an dem medialer Widerstand – etwa im Sinne eines kollektiven Medienaktivismus – sich im Sinne neuer Gemeinschaftsformen (*creative commons*, *common wealth*, *open source*, Gemeinwohlökonomie etc.) bündeln und sammeln kann. Denn selbst die digitalen Welten des social distancing haben neuartige Formen der menschlichen Nähe mit

sich gebracht, auch wenn auf emotionaler Ebene der menschliche Kontakt und die zwischenmenschliche Kommunikation gerade nicht digitalisiert werden können (Vgl. Barberi et al.: MEDIENIMPULSE 02/2020). Auch deshalb bleibt angesichts des *Digitalen Kapitalismus 4.0* weiterhin darauf zu bestehen, dass eine andere, eine alternative Welt der Freiheit möglich und umsetzbar ist. Eine Welt im Sinne des *Digitalen Humanismus 4.0* und des *Digitalen Sozialismus 4.0*.

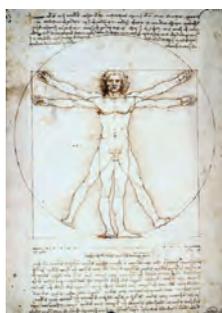
VI. CONCLUSIO



SPINOZA DIE ETHIK

Ditzingen: Reclam
755 Seiten | € 27,88
ISBN: 978-3150008515
Erscheinungstermin: Januar 1986

Insgesamt sollte also nicht vergessen werden, dass – wie auch Slavoj Žižek mehrfach betonte – angesichts der blanken empirischen und biologischen Materialität und Lebensgefährdung des Virus wahrlich nicht die Zeit für feinnervige Diskursanalysen und (De)Konstruktionen ist, weil es der Linken auch angesichts des Digitalen Kapitalismus um nichts anderes gehen kann, als darum, die Menschenrechte (gerade auch für mehrfach leidende Flüchtlinge) beinhart zu verteidigen. Die oberste *Ethik* – durchaus *more geometrico* im Sinne Spinozas – ist in diesem Fall also die der individuellen und kollektiven Rettung von konkreten Menschenleben, die sich am Ende der Krise zusammenfinden könnten, um nach überstandener Krankheit auf freiem Feld neue Formen der Genesung und Gemeinschaft auszuhandeln und zu finden. Ein Gespenst geht um in Europa ... 



Leonardo Da Vinci – Vitruvian Man,
© Wikimedia Commons (author: Andreagrossmann)

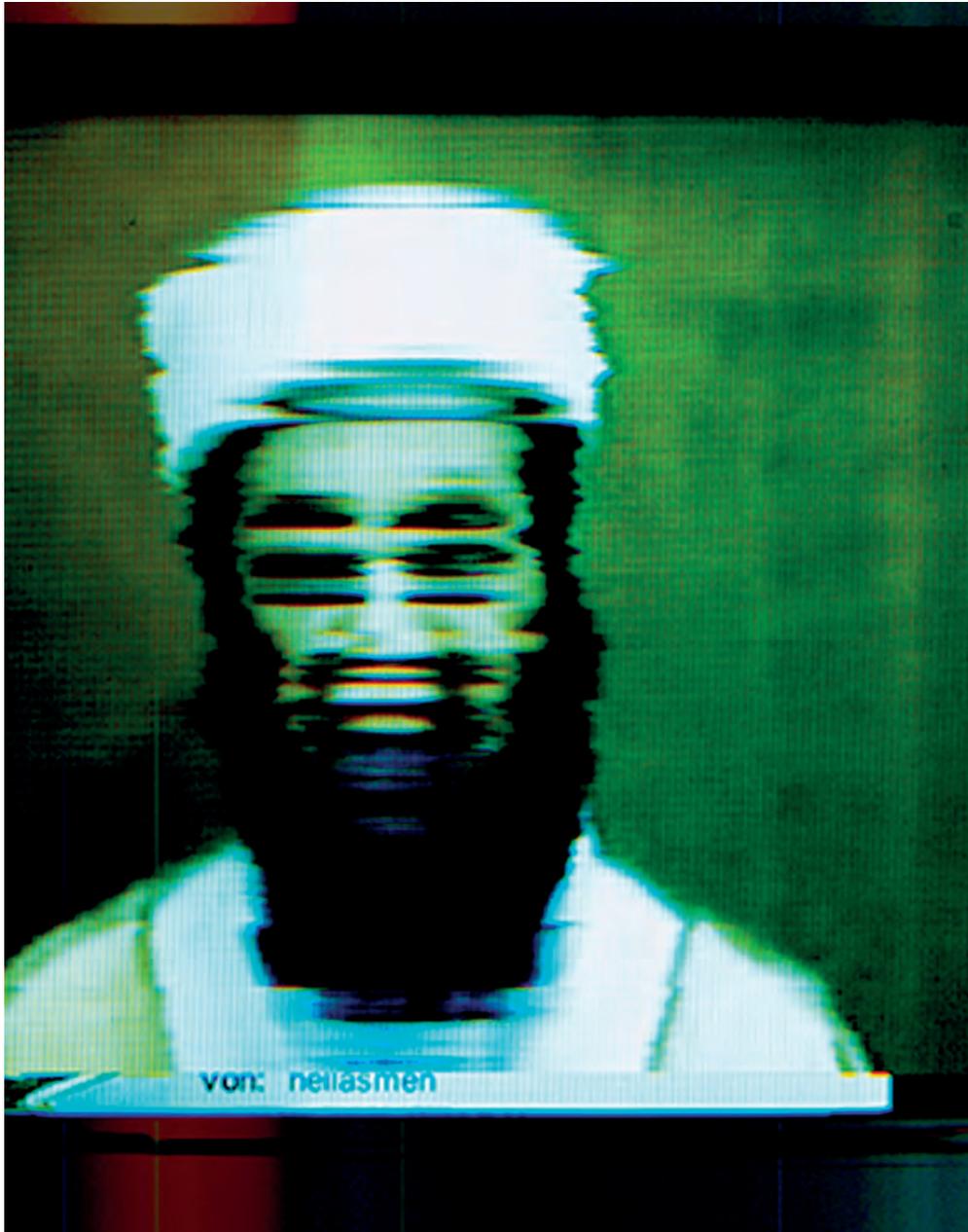
ALESSANDRO BARBERI

ist Bildungswissenschaftler, Medienpädagoge und Privatdozent. Er lebt und arbeitet in Wien und Magdeburg. Politisch ist er in der SPÖ Landstraße aktiv. Weitere Infos und Texte online unter: <https://lpm.medienbildung.ovgu.de/team/barberi/>

Dieser Beitrag erschien zuerst am 27.11.2020 exklusiv in der Wiener Subkultur und ihrem Underground (skug) und findet sich daher in früherer Form online unter <https://skug.at/digitale-biopolitik-und-notwendige-lebensrettung/>

Literatur:

- Agamben, Giorgio (2002): *Homo sacer. Die souveräne Macht und das nackte Leben*, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Barberi, Alessandro (2020, in Druck): *Medienpädagogische Elemente einer Medienethik nach Dieter Baacke: Psychoanalyse, Sprachspiel und Diskursethik als Voraussetzungen eines digitalen Humanismus*, Baden-Baden: Nomos, Autorenversion online unter: <https://tinyurl.com/y5nxjd5n> (letzter Zugriff: 01.11.2020).
- Barberi, Alessandro/Grünberger, Nina/Schmölz, Alexander (Hg.) (2020): *ME-DIENIMPULSE 02/2020: Nähe(n) und Distanz(en) in Zeiten der COVID-19-Krise*, online unter: <https://tinyurl.com/y6lyy4e9> (letzter Zugriff: 01.11.2020).
- Brückner, Peter (2006): *Ulrike Meinhof und die deutschen Verhältnisse*, Berlin: Wagenbach.
- Dath, Dietmar (2018): *Karl Marx*. 100 Seiten, Ditzingen: Reclam.
- Deleuze, Gilles/Guattari, Félix (1974): *Anti-Ödipus, Kapitalismus und Schizophrenie*, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Engels, Friedrich (1975): *Das Buch der Offenbarung*, MEW 21: 9–15, online unter: <https://tinyurl.com/yxgcuk73> (letzter Zugriff: 01.11.2020).
- Foucault, Michel (1983): *Der Wille zum Wissen. Sexualität und Wahrheit 1*, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Fülberth, Georg (2020): *Revolution vs. Apokalypse*, in: konkret 11/2020, 34–35.
- Gremliza, Hermann L. (2017): *Die technologische Konterrevolution*, in: konkret 2/2017, 9.
- Hardt, Michael/Negri, Antonio (2010): *Common Wealth. Das Ende des Eigentums*, Frankfurt am Main: Campus.
- Nida-Rümelin, Julian/Weidenfeld Nathalie (2018): *Digitaler Humanismus. Eine Ethik für das Zeitalter der Intelligenz*, München: Piper, Verlagsseite mit Leseprobe online unter: <https://tinyurl.com/y5wwqhl3> (letzter Zugriff: 01.11.2020).
- Orlowski, Jeff (2020): *The Social Dilemma* (Dokumentarfilm), Trailer online unter: <https://tinyurl.com/y67qpsm6> (letzter Zugriff: 01.11.2020).
- Snowden, Edward (2019): *Permanent Record. Meine Geschichte*, Frankfurt am Main: Fischer.
- Spinoza (2019): *Die Ethik*, Ditzingen; Reclam.
- Staab, Philipp (2019): *Digitaler Kapitalismus. Markt und Herrschaft in der Ökonomie der Unknappheit*, Berlin: Suhrkamp, Verlagsseite mit Leseprobe online unter: <https://tinyurl.com/yyfao8jr> (letzter Zugriff: 01.11.2020).
- Tiedemann, Rolf (1983): *Dialektik im Stillstand: Versuche zum Spätwerk Walter Benjamins*, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Werthner, Hannes et al. (2019): *Wiener Manifest für Digitalen Humanismus*, online unter: <https://tinyurl.com/y6aatkcy> (letzter Zugriff: 01.11.2020).
- Žižek, Slavoj (2020): *Der Mensch wird nicht mehr derselbe gewesen sein: Das ist die Lektion, die das Coronavirus für uns bereithält*, in: Neue Zürcher Zeitung online, 13.03.2020, online unter: <https://tinyurl.com/y3ukklag> (letzter Zugriff: 01.11.2020).
- Zolles, Christian (2016): *Die symbolische Macht der Apokalypse. Eine kritisch-materialistische Kulturgeschichte politischer Endzeit*, Berlin: De Gruyter Oldenbourg.



Dobroslav Houbenov (2014) Terrorsca
Osama bin Laden
© Dobroslav Houbenov

Kulturelle Emanzipation und Konstruktion von Identität

Ihre Einflüsse auf den hegemonialen Konsens

Mit seinem Beitrag macht **JULIAN KROYER** deutlich, dass die heutige Regierungsmentalität des Neoliberalismus in direkter Kontinuität zu Kolonialismus und Imperialismus steht und damit nur als Endmäander der kapitalistischen Produktionsweise fassbar wird.

I. EINLEITUNG

Der hier folgende Beitrag soll Möglichkeiten der kulturellen Emanzipation im Zeitalter des Neoliberalismus skizzieren und – mit Hilfe einer Analyse der Konstruktion von Identität – anhand eines Textes von Tsenay Serequeberhan Handlungsmöglichkeiten gegen das hegemoniale kapitalistische System aufweisen. Die Grundlage einer solchen Perspektive bietet uns Herbert Marcuse mit seinem Werk *Der eindimensionale Mensch* (1967), das gegenwärtig aktueller denn je erscheint. Denn nach wie vor geht es um die Entwicklung einer vermeintlichen Gleichstellung aller Individuen, die in ihren sozialen Mustern und im Verhältnis zu ihrer Umwelt allerdings häufig egoistisch und konsumorientiert agieren. Dabei kann festgehalten werden, dass die Globalisierung ein komplexer Prozess ist, der widersprüchliche Auswirkungen auf Kultur- und Machtverhältnisse hat.

II. GRAMSCI UND DIE KOMPROMISSFÄHIGKEIT DER HERRSCHENDEN

Eine Möglichkeit, die Prozesse der Globalisierung zu verstehen, bietet sich mit Gramscis Konzept der *Hegemonie*, das den Zusammenhang beschreibt, nachdem die hegemoniale Klasse einer Gesellschaft durch einen Prozess der „intellektuellen und moralischen Führung“ versucht, die Zustimmung der subalternen (untergeordneten) Klasse zu gewinnen. Dabei ist die flächendeckende Indoktrination einer Kultur nach den Vorstellungen der Herrschenden nicht vollends möglich, da

Kultur stets subjektiv aus materiellen und sozialen Erfahrungen innerhalb der subalternen Klasse produziert wird.

Unter diesen Voraussetzungen agiert Kultur mithin als dynamisches Konstrukt und äußert sich in den ständigen Abfolgen sozialer Praktiken (Sprache, Religion, soziale Gewohnheiten, Kunst, Kulinarik, Musik usw.), die uns auch als Individuum definieren und uns in einem gegebenen Lebenssinn bestätigen.¹ Der Widerstand der Zivilgesellschaft kann die hegemonialen Grenzen der herrschenden Klasse indes nicht sprengen, solange sie nicht auch in Besitz der hegemonialen Instrumente ist. So muss sich der Widerstand oft beugen und in „das System“ eingliedern, um einen gesamtgesellschaftlichen Konsens herzustellen.² Die Integration verkörpert damit einen reformistischen Mechanismus, der den gesamtgesellschaftlichen Konsens mit den in den Vordergrund gerückten Bedürfnissen der Zivilgesellschaft ergänzt. Diese Kompromissfähigkeit ist für die Herrschenden eine eminente Voraussetzung, da sie primär daran interessiert sind, einen gesellschaftlichen Konsens zu bewahren, der ihre Interessen widerspiegelt. Denn die Überwindung dieser *Klasseneinigung* könnte das Übergewicht hegemonialer Einflussnahme zugunsten der subalternen Klasse bedeuten.

III. KULTUR ALS DISZIPLINIERUNGSMCHANISMUS

So versuchten die Kolonialmächte (seit dem 19. Jahrhundert) z. B. durch das Aufzwingen ihrer jeweiligen Sprache

Kontrolle über die indigene Bevölkerung zu erringen. Kultur fungierte in diesem Fall als Disziplinierungsmechanismus³ zur Reglementierung der indigenen Lebensweise nach Vorstellung der Autorität (also der kolonialen Invasoren). Aus der Perspektive der Kolonialmächte war es „nur“ die Einführung einer Sprache, für die indigene Bevölkerung war es jedoch eine neue Sprache, die von nun an als Handels- und Kommunikationssprache zu gelten hatte. Da Kultur aber kein statisches Konstrukt ist, welches über Individuen gestülpt werden kann, entwickelte sich aus dem Resultat des hegemonialen Kampfes eine neue Sprache. Das dominierende Element manifestierte sich in der kolonialen Sprache, während durch Betonungen, das Ausfallen von Wörtern und Wortneuschöpfung die koloniale Sprache indigen ergänzt wurde, wodurch es gelang durch Widerstand und kulturelle Emanzipation die vorherrschenden Verhältnisse zu adaptieren.⁴



Map of Colonial Africa
© Wikimedia Commons (author: Zoozazi)

IV. TSENAY SEREQUEBERHAN

Tsenay Serequeberhan präsentiert in seinem Text *Philosophy and Post-colonial Africa. Historicity and Thought*⁵ eben diese Erkenntnisse und sieht die Lösung der Problemlagen zwischen kolonialem und indigenem Blick in der hermeneutischen Konstruktion einer neuen Identität, welche abseits der konsensualen Grenzen funktionieren und überleben muss. Er beschreibt eingangs die von Europa erschaffene Verdoppelung Afrikas in das in Afrika „Geschehene“ und das in Afrika zu „Unternehmende“. Dabei wurde, so der Autor, diese historische Kraftlosigkeit des kolonialen Blicks auf einen gesamten Kontinent projiziert. Eine Kraftlosigkeit, die durch eine nicht vorhandene Historizität des Neokolonialismus seitens der Europäer begründet sei.

Auch ist es eben diese Duplizität, welche mit der Inszenierung von technologischer und wissenschaftlicher Hilfe ein paternales Machtverhältnis konstruiert und in Afrika umsetzt und „realisiert“. So wird, wie Serequeberhan betont, den *ehemaligen kolonialen Subjekten des imperialen Europas*, insbesondere im Raum der Subsahara, durch politische, wirtschaftliche, kulturelle und historische Beherrschung, das technokratische Gestell der europäischen Moderne aufgezwungen. Damit soll ein

Typ Mensch hergestellt werden, dem Arbeit zum wesentlichen Identitätsmerkmal und unverzichtbaren Dauerhabitus geworden ist. Neoliberale Grunddogmen wie Leistung und Selbstvermarktung haben sich also bereits hier in den Mittelpunkt des öffentlichen Lebens gedrängt, die Fähigkeit der Empathie und die Verbundenheit zu sozialen Interaktionen scheinen unbedeutender zu sein als einst, ein kolonialistischer Prozess der in seiner Substanz eine kulturelle Enteignung zur Folge hatte.

Eine Möglichkeit sich aus dieser kulturellen Okkupation zu befreien sieht Serequeberhan in der Reinkarnation des subjektiven Seins an sich, die Wiederentdeckung und Neuinterpretation der eigenen Identität, die in ihrer Beeinflussung äußere Umstände emanzipiert überleben kann. Er besteht darauf die kulturelle Befreiung in den Kontext einer afrikanischen Historizität zu setzen, um durch die Interpretation von Quellen der vor- und kolonialen Zeit sich das anzueignen, was in der Kontextualität der spezifischen Geschichte Afrikas möglich sei. Die Aufarbeitung und Reflexion der eigenen Geschichte innerhalb der vorherrschenden Verhältnisse steht im Mittelpunkt dieses Prozesses, sowie die Verarbeitung und Integration in kulturelle Abfolgen und Bedeutungen.

V. HARLEM RENAISSANCE

Diese Idee erinnert an die Vorstellungen der *Harlem Renaissance* (1920er), die sich primär durch die Begründung einer neuen unabhängigen Identität auszeichnete und deren Grundpfeiler auf der hermeneutischen Interpretation älterer afrikanischer Quellen (Texte, Bilder, Musik) in Kombination mit urbaner kultureller Emanzipation basierten. Es war dies der Versuch eine gegenhegemoniale Gesellschaftsform zu etablieren, die in ihrer Substanz stets den Anspruch der stetigen Weiterentwicklung des Individuums stellte. Alain Locke, der zu den berühmtesten Vertreter*innen der *Harlem Renaissance* zählt, legte in seinem Sammelband *The New Negro: An Interpretation*⁶ die Entwicklung des *schwarzen Mekkas*⁷ und literarische Beispiele einer emanzipierten Reflexion der eigenen Historie dar.



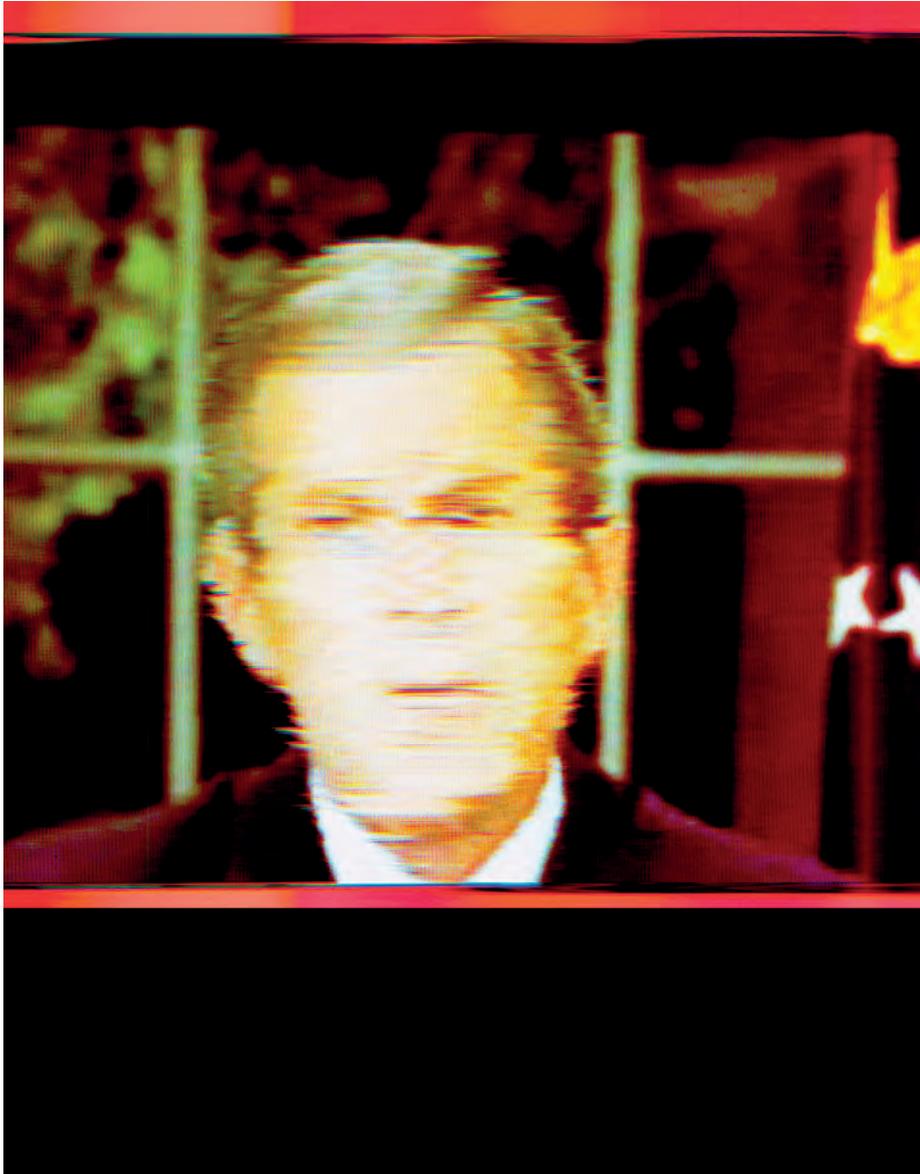
ALAIN LOCKE
THE NEW NEGRO
Estford (USA): Martino Fine Books
506 Seiten | € 22,10
ISBN: 978-1614278023
Erscheinungstermin: März 2015

VI. CONCLUSIO

Die Absonderung des Individuums vom vorherrschenden System ist – gerade angesichts der neoliberalen Orientierung am Individuellen – physisch und psychisch nicht ohne weiteres möglich, da wir ökonomisch an eben dieses System gebunden sind. Dennoch haben wir die Möglichkeit, uns innerhalb dieser Umstände kulturell zu lösen und gegen die Hegemonie der herrschenden Klasse zu optieren und zu agieren. Mithilfe der Konstruktion einer neuen widerständigen Identität, muss die Kompromissfähigkeit an ihre demokratiepolitische Grenze, also an ihr Äußerstes getrieben werden, um durch die Bündelung von kulturellen Emanzipationen ein gesamtgesellschaftliches Umdenken zu bewirken. Diese Emanzipation und Identitätskonstitution kann sich auf die jahrhundertlang entwickelten Widerstandsformen gegen den Kolonialismus, Imperialismus, Kapitalismus und mithin auch Neoliberalismus stützen. Die Ausgestaltung einer solchen neuen Identität ist dabei nach wie vor abhängig von den Interessen der „organischen Intellektuellen“ der jeweiligen Klasse. Denn diese Kopfarbeiter*innen bilden die jeweilige Hegemonie und können sie in den zivilgesellschaftlichen Diskurs integrieren. 🍷

JULIAN J. ERNESTO KROYER

ist Student am Institut für Afrikawissenschaften der Universität Wien
und Angestellter.



Dobroslav Houbenov (2014) Terrorsca
CNN – Ex-President George W. Bush's Post 9-11 Speech
© Dobroslav Houbenov

Literatur:

- 1 Fiske, John (2010): Understanding popular culture, London: Taylor & Francis Ltd.
- 2 Gramsci, Antonio (1999): Gefängnishefte, 10 Bände, Hamburg: Argument.
- 3 Weber, Max (2017): Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus, Stuttgart: Reclam.
- 4 Storey, John (2015): Cultural theory and popular culture: An introduction, London: Taylor & Francis Ltd.

- 5 Serequeberhan, Tsenay (1994): Philosophy and Post-colonial Africa. Historicity and Thought, in: Ders (Hg.): The Hermeneutics of African Philosophy. Horizon and Discourse. New York/London: Routledge, 13–30.
- 6 Locke, Alain (2015): The New Negro: An Interpretation, Connecticut: Martino Fine Books.
- 7 Locke, Alain (1980): Harlem: Mecca of the New Negro, Baltimore: Black Classic Press.

Konsumhedonismus trotz Krise

Die Historikerin **KARIN MOSER** stellt Tendenzen und Beispiele aus dem österreichischen Werbefilm vor und zeigt Parallelen zu gegenwärtigen Entwicklungen auf. Die analysierten Beispiele zeigen sehr deutlich, wie Armut und Arbeitslosigkeit im Neoliberalismus zumeist ausgeblendet und soziale Verantwortung auf das Individuum abgewälzt wird. Neue Perspektiven scheinen ohne die Kategorie des Glücks nicht mehr denkbar ...

I. EINLEITUNG

Wir befinden uns gegenwärtig in einer gesundheitlichen, wie auch ökonomischen Krise. Viele Menschen haben aufgrund von Kurzarbeit mit Gehaltseinbußen zu kämpfen, viele haben sogar ihren Arbeitsplatz verloren. Trotzdem wird die Bevölkerung über Werbeaufrufe und Portale dazu angehalten die heimische Wirtschaft anzukurbeln und vor einem Einbruch zu bewahren. Ist dies nicht eine höchst paradoxe Situation? Blickt man in die Vergangenheit so zeigt sich, dass derartige Widersprüchlichkeiten aus konsum- und wirtschaftshistorischer Perspektive nicht neu sind. Nehmen wir als Beispiel die Periode zwischen 1918 und 1938, die von einer durchgehend ökonomischen Stagnation und Schrumpfung geprägt war. Einerseits hatte die Mehrheit der Österreicher*innen mit Mangel, oft sogar Armut, zu kämpfen. Andererseits wurde über die Massenmedien einem prononcierten Konsumhedonismus gefrönt und einer Vielfalt an Konsumversprechen Raum gegeben. Produkte, die bislang finanzkräftigen Schichten vorbehalten waren (z. B. kosmetische Erzeugnisse), wurden nun potenziellen Käufer*innen des Kleinbürgertums und der Arbeiterschaft angeboten.

II. WERBEFILM

Der Durchbruch der modernen Wirtschaftswerbung war trotz der Dauerkrise nicht aufzuhalten: Mit dem Werbefilm etablierte sich ein neues Reklamemittel, das über visuell bewegte Bilder und schließlich auch über Farbe, Ton und Animation Produkte und Dienstleistungen sinnlich anpries. Per Film geworben wurde allen voran für Freizeit- und Kultur-

dienstleistungen (mehr als 50 % der Titel), wobei nahezu alle dieser Streifen touristisch motiviert waren. Doch auch Reklamestreifen für Bekleidung (8,3 %), alkoholische Getränke und Tabakwaren“ (7,2 %), Putz- und Waschmittel (5,4 %), Nahrungsmittel (4,8 %), Wohnen (4,8 %), Gebrauchsgegenstände (3 %) oder auch für Produkte der Körperpflege (2,4 %) gaben die Unternehmen in Auftrag. Auch andere Konsumgruppen finden sich – wenn auch seltener (Anteil unter 2 %) – in den Filmen wieder, wobei die Durchführung einer Nasenkorrektur (*Kosmetische Nasenoperation*, 1932) für eine Werbeeinschaltung der frühen 1930er Jahre besonders ungewöhnlich erscheint.

Präsentiert wurden diese Filme nicht nur in Kinos, sondern etwa auch in Kaufhäusern, Schaufenstern, Gaststätten, Schulen, Gemeindesälen, Waisen- und Pflegeheimen, in Vereinen, auf Schiffen, im Warteraum des Wiener Südbahnhofs, im Open-Air-Bereich und selbst in Durchhäusern, Litfaßsäulen, Militärkasinos und Haftanstalten. Eine Konzession zur Vorführung von Werbefilmen war begehrt und konnte mitunter den Lebensunterhalt sichern. Für die Präsentation von Reklamestreifen wurden bei den Auftraggeber*innen Einnahmen lukriert. Die Filmproduktion galt als freies Gewerbe was Amateur*innen dazu bewegte, ihr Glück bei der Herstellung von Werbefilmen zu suchen. Schließlich kamen von Lai*innen umgesetzte Reklamestreifen immer häufiger bei Messen, in Schaufenstern oder bei Werbevorträgen zum Einsatz. Die professionellen Produzent*innen, die um jeden Auftrag kämpften, sahen sich bedroht und setzten letztlich eine Konzessionierung des Gewerbes durch. Neuen

Hersteller*innen wurde damit der Weg erschwert. Die ökonomische Anspannung hinterließ somit bei den mit der Produktion und Vorführung von Werbefilmen befassten Menschen ihre Spuren. In den zumeist amüsanten Streifen, die zum Konsum animieren sollten, sind Mangel, Not und Armut – dem Genre entsprechend – nicht greifbar. Nur selten lässt sich auch eine andere Realität erahnen: Auf billiges und gutes Essen ohne die Beigabe von Trinkgeld verweist etwa der Film *Der geistige Arbeiter* (1921/22), der für den Gemeinschafts-Küchenverein der Eugenie Schwarzwald warb. Eher nebenbei gibt hingegen der Postkraftwagen-Werbefilm *Kreuz und quer durch's Burgenland* (1930) Einblick in das einfache und sehr bescheidene Leben des Großteils der burgenländischen Bevölkerung. Die städtischen Urlauber*innen werden im direkten Vergleich als offensichtlicher Kontrapunkt wahrgenommen.

III. „KAUFT ÖSTERREICHISCHE WAREN!“

Die Dauerkrise der Zwischenkriegszeit veranlasste Politik und Wirtschaft 1927 schließlich zu einer Aktion, die den Wirtschaftspatriotismus der Österreicher*innen wecken sollte. Im Zuge der „Buy national“-Kampagne „Kauft österreichische Waren“ versuchte man die Bevölkerung zu einem bewusst patriotischen Konsum zu bewegen. Inserate wurden geschaltet, Artikel in Zeitungen publiziert, Werbeplakate in Lokalen, Auslagen und in den Straßenbahnen ausgehängt. Ein *Hausfrauenbüchlein* informierte über österreichische Bedarfartikel. Vorträge und Radiosendungen unterstützten die Kampagne. Auch der Film wurde zur Propagierung der Aktion genutzt. Im Wochenschauabspann fanden sich Werbeeinschaltungen, 1929 gab die Regierung einen achtminütigen Streifen in Auftrag: Der Film *Wohin läufst Du Schilling?* hat vor allem Frauen im Fokus, die ihr Kaufverhalten nachhaltig ändern sollten. Im Mittelpunkt steht eine kaufkräftige Kundin, die in einem modernen Großkaufhaus gezielt zur ausländischen Ware greift. Das ausgegebene Geld wird per Animation lebendig, „bekommt Beine“ und marschiert Richtung nächster Grenzposten. Die Münzen vermitteln auf emotionaler Ebene, ob der eben getätigte Kauf positiv (tanzende Schillinge) oder negativ (Geldstücke mit gesenkten Häuptern) zu bewerten ist.

Als direkte Folge des Fremdwarenerwerbs werden Szenen vor dem Arbeitsamt einblendet – frierende Gestalten sammeln sich vor dem Gebäude und suchen verzweifelt nach Arbeit. Zu Hause angekommen, wird der Fehlkauf der Ehe-

frau rational erläutert. Eine Tabelle weist die österreichische Handelsbilanz mit einem Passivum von 867 Millionen Schilling aus, der Ehemann ermahnt seine Gattin. Die erfolgreiche Umerziehung belegt die anschließende Sequenz: Neuerlich wird das Kaufhaus besucht, doch diesmal gezielt ein heimisches Produkt (Handtasche) gekauft. Das Einblenden des österreichischen Warenzeichens demonstriert die Herkunft der Ware, die im Kreis tänzelnden Schillinge unterstreichen den patriotisch richtigen Kauf. Eine Verhaltensänderung hat stattgefunden, positive Folgen zeichnen sich ab: Der Betriebsleiter hebt Kündigungen auf und stellt neues Personal ein. Mit dem ausbezahlten Lohn kaufen die Angestellten wieder österreichische Produkte. Eine strahlende Kundin hebt eine Vielzahl an Paketen hoch, wiegt sich glücklich hin und her. Per Trick erscheinen tanzende Schillinge, welche die österreichische Vorzeigekonsumentin umkreisen. Die moralische Logik des Streifens ist offensichtlich: Der Kauf heimischer Waren kommt direkt der Volkswirtschaft zugute und schafft Arbeitsplätze. Jede und jeder Einzelne profitiert von einer aufstrebenden Ökonomie: Die Beschäftigung wird gesichert. Der Lohn, der in heimische Produkte investiert wird, hat nicht nur „ethischen Mehrwert“, er verspricht auch ein positiv besetztes, heilversprechendes Konsumerlebnis.

IV. DAS KLEINE GROSSE GLÜCK

Der Film *Wohin läufst Du Schilling?* versuchte neben einem weiblichen Publikum auch möglichst viele soziale Gruppen einzubinden und anzusprechen. Neben der gehobenen Mittelschicht, wurden Beamte, Handwerker und Angestellte sowie (in einer kurzen Sequenz) Bauern in die Handlung eingebunden. Doch diese Vielfalt an potenziellen Adressaten stellt eine Ausnahme dar. Tatsächlich sind in den Werbefilmen der Zwischenkriegszeit kaum Arbeiter*innen oder landwirtschaftliches Personal auszumachen. Das in den Filmen präsentierte Klientel gehörte der Kleidung, Szenerie und dem Habitus folgend vornehmlich dem Mittelstand, zuweilen dem gehobenen Milieu an. Sie sind die zentralen Identifikationsfiguren, die der Lösung eines Problems oder dem Erleben von Glücksmomenten am nächsten sind. Doch auch bei dieser Gruppe macht sich im werbenden Film bisweilen die zunehmende soziale und ökonomische Unsicherheit bemerkbar. Einzelne Beispiele belegen, dass auch hier der Verlust der Arbeit zum Thema wird. Gelegentlich werden real-ökonomische Strategien eingeschlagen, um das gute Leben zu sichern (Verhehlchung). Die endgültige Problemlösung ist allerdings mit Glück verbunden.

Ein Beispiel dafür ist der Film *Der Lohn der guten Tat* (1928), der seinen Ausgangspunkt im Stadtpark hat: Eine junge Dame blättert in der *Modernen Welt*, einer illustrierten Zeitschrift für Kunst, Literatur und Mode, wobei sie von unerreichbar scheinenden Konsumwelten träumt. Ein junger, ihr unbekannter Mann setzt sich zu ihr, hebt den Hut zum Gruß. Mit melancholischem Blick erklärt sie ihm ganz unvermittelt, dass sie keine Stellung finden kann. Obwohl er nur ein „kleiner Angestellter“ ist, möchte er helfen. Gemeinsam suchen sie die Geschäftsstelle der Klassenlotterie auf, wo er der Frau ein Los kauft. Die Wege der beiden trennen sich wieder. Bald darauf erfährt die Protagonistin, dass sie den Haupttreffer in der Lotterie gemacht hat. Sie eilt zur Auszahlungsstelle, um das Geld in Empfang zu nehmen. Ihr nachfolgendes Verhalten scheint – angesichts des Umstandes, dass sie bislang mit den Folgen der Arbeitslosigkeit zu kämpfen hatte – wenig rational. Das Bezahlen der Miete und von etwaigen Schulden oder auch eine Hilfestellung für Familienangehörige oder Freunde wäre zu erwarten gewesen. Was hingegen folgt ist ein hemmungsloser Kaufrausch in den teuersten Geschäftslokalen Wiens. Die junge Frau scheint einer über Modejournal und Film imaginierten Luxuswelt nachzueifern, zu der das Begutachten und Konsumieren ausgewählter Waren zählt, wobei auch die Selbstinszenierung nicht zu kurz kommen darf. Ein Seidenimporthändler, ein Hutgeschäft, ein Juwelier, ein Miederwie auch ein Pelzmodensalon (alle angesiedelt in der Inneren Stadt) werden von ihr aufgesucht. Eine Vielzahl an Waren wird dargeboten, was auch dem Ansinnen der Geschäftsleute entsprach, die wie der Lotteriebetrieb, die Modezeitschrift und letztlich auch das zum Abschluss präsentierte Nachtlokal, an der Finanzierung des Werbefilms beteiligt waren.



**KARIN MOSER
DER ÖSTERREICHISCHE
WERBEFILM**

Berlin/Boston: De Gruyter
316 Seiten | € 99,95
ISBN: 978-3110618969
Erscheinungstermin: September 2019

V. DER GENUSS DER NEUREICHEN

Die Neureiche lässt sich von Verkäuferinnen – kleinen Angestellten, wie sie es eben noch war – mit Genuss bedienen. Da nimmt sie (etwa bei der Anprobe der Hüte) den Habitus des modischen Fotomodells an, um sich gekonnt vor der Kamera zu präsentieren. Dort gibt sie die begüterte Dame, die sich Modelle vorführen lässt. Sie begutachtet die Vorführdamen mit gewisser Anmaßung, betastet Kleider und Mannequins, während sie fortwährend an ihrer Zigarette zieht. Sie wird hofiert und umworben und gefällt sich zusehends in der Rolle der „Frau von Welt“. Ein Chauffeur bringt sie schließlich zum *Neuen Wiener Tagblatt*, wo sie eine Suchanzeige aufgibt. Der junge Mann, der ihr zum Los verholphen hat, möge sich mit ihr abends in der „Bar-Taverne“ treffen. Im Nachtlokal findet der letzte Akt des arrangierten Konsumtraums statt. Als die verwandelte junge Frau in der Bar erscheint, springt der galante Retter aus der Not auf und küsst ihr die Hände. Die Band spielt flotte Musik, beinahe ein Stück verrückt wirkt die Inszenierung. Man flirtet, tanzt, beide versuchen sich in erotischer Mimik. Schließlich zieht sie einen Ring vom Finger, den sie dem jungen Mann ansteckt. Ein leidenschaftlicher Kuss steht am Ende eines filmischen Traums, der eine Collage an Imaginationen aus der Welt des Films und des Luxuslebens der vermeintlich „besseren Gesellschaft“ wiedergibt. Offen bleibt letztlich auch, wer hier wessen Gönner*in ist bzw. wer von wem am Ende verführt wird. Jungen Frauen versprach der Film, mit dem richtigen Los und mit ein wenig Glück in eine aus Zeitschriften und Spielfilmen bekannte Scheinwelt eintreten zu können. Die präsentierten Waren selbst waren jedoch nur für eine sehr kleine wohlhabende Elite erschwinglich.

Glück steht auch im Zentrum des Films *Messaliance* (1933), der von seiner Anmutung her Volksspielcharakter hat. Geschuldet ist dies auch der populären Schauspielerin Hansi Niese, die hier eine kleinstädtische Mutter mimt, die sich um die Zukunft ihrer Tochter sorgt. Denn Resi möchte den Briefträger Karl ehelichen. Frau Reisleitner hat aber aus pragmatischen Gründen längst eine andere Wahl getroffen. Im Greißler Wogurka hat sie den idealen Schwiegersohn gefunden: „Na, olso schee is a ned, aber er ist vermögend und außerdem is er ein Greißler und kommt wia’s wü, Greißler wird’s immer geben. Sie sind das Fundament des Staates! Wie das oba mit den Briefträgern wird, wenn die G’schäftsleut eines Tages draufkommen, dass ihnen die vielen Mahnbriefe do nix nutzen, weu ja do kana zoilt, des was ma natirli ned.“

VI. EIN ABSURDES SZENARIO?

Die Komik liegt hier sowohl im Inhalt als auch in der Darbietung des Gesagten. Ein absurdes Szenario ist erdacht: Schuldner*innen, die auf Mahnbriefe nicht mehr reagieren, schaffen damit den Berufsstand des Postboten ab. Die tatsächlich prekäre wirtschaftliche Lage wird somit auf ein kabarettistisch-satirisches Niveau gehievt und letztlich entschärft. Das volkstümliche Spiel der Niese trägt dazu bei. In breitem Wienerisch und unter Einsatz ihres ganzen Körpers gibt sie eine bodenständige, lebensnahe Frau aus dem Volk. Nur diese Leichtigkeit macht die nachfolgende glückliche Wende und die Auflösung des familiären Konflikts ein Stück glaubwürdiger, als dies bei einer zu großen Dramatisierung der tatsächlichen ökonomisch prekären Zeiten möglich gewesen wäre. Die positive Wende kündigt ein Klopfen an der Tür an. Ein Angestellter des Bankhauses Schelhammer und Schattera betritt die Szenerie und erklärt, dass Frau Reisleitner bei der Klassenlotterie 300.000 Schilling gewonnen hat. Die Hausfrau verliert nun jede Contenance. Erregt greift sie sich an die Brust, auf den Mund, zittert am ganzen Körper und schreit nunmehr: „Jessas, jessas, her mit der Marie! Anschauen lassen das Geld!“ Der junge Mann kommt dieser Aufforderung nach und zieht die Geldpakete aus seiner Tasche. Resi fragt nun nach, ob sie denn jetzt ihren Karl heiraten dürfe? Die Mutter – sich ihrer neuen Position bewusst – verändert Gestik, Mimik und Tonfall. Sie streckt den Körper, hebt den Kopf, verzieht den Mund und erklärt in leicht näselnden Akzent: „Na ja, es ist zwar eine Mesalliance, aber mia können ma sich das jetzt leisten!“ Dabei wirft sie zwei Geldpakete verächtlich auf den Tisch. Grotesk ist sowohl ihr äußerer Habitus, als auch ihr Sprachduktus. Nicht nur ist sie nicht in der Lage, das Wort „Mesalliance“ französisch richtig prononciert auszusprechen, auch das Hochdeutsch entgleitet ihr letztlich. Geld allein macht – so das Fazit – eben noch keine „Dame“, die Herkunft bleibt in ihrem Wesen festgeschrieben.

VII. SCHLUSS

Sowohl *Der Lohn der guten Tat* als auch *Mesalliance* vermitteln dem Kleinbürgertum angesichts der prekären ökonomischen Lage ein Stück Hoffnung. Sie geben Anreiz, etwas noch Leistbares (ein Los) zu erstehen, um der Misere der Zeit entfliehen zu können. Zugleich ist diesen Filmen aber auch eine gewisse Resignation inhärent. Eine sichere Anstellung zu finden scheint zusehends aussichtslos. Eine Verbesserung der eigenen Position oder gar ein gesellschaftlicher Aufstieg ist an-

gesichts der realen wirtschaftspolitischen Situation nur noch über das unverhoffte Glück möglich. Der Blick zurück hat gezeigt, dass Krise und Konsumrausch sich nicht unbedingt ausschließen und dass selbst national protektionistische Konzepte nicht neu sind. Auch wenn die ökonomische Ausgangsposition der Zwischenkriegszeit mit heute nicht ansatzweise vergleichbar ist, so stellt sich doch die Frage, ob diverse (neoliberale) Marketingkampagnen die Not vieler nicht wieder tendenziell ausblenden. 

KARIN MOSER

ist Medien-, Zeit- und Sozialhistorikerin an der Universität Wien.

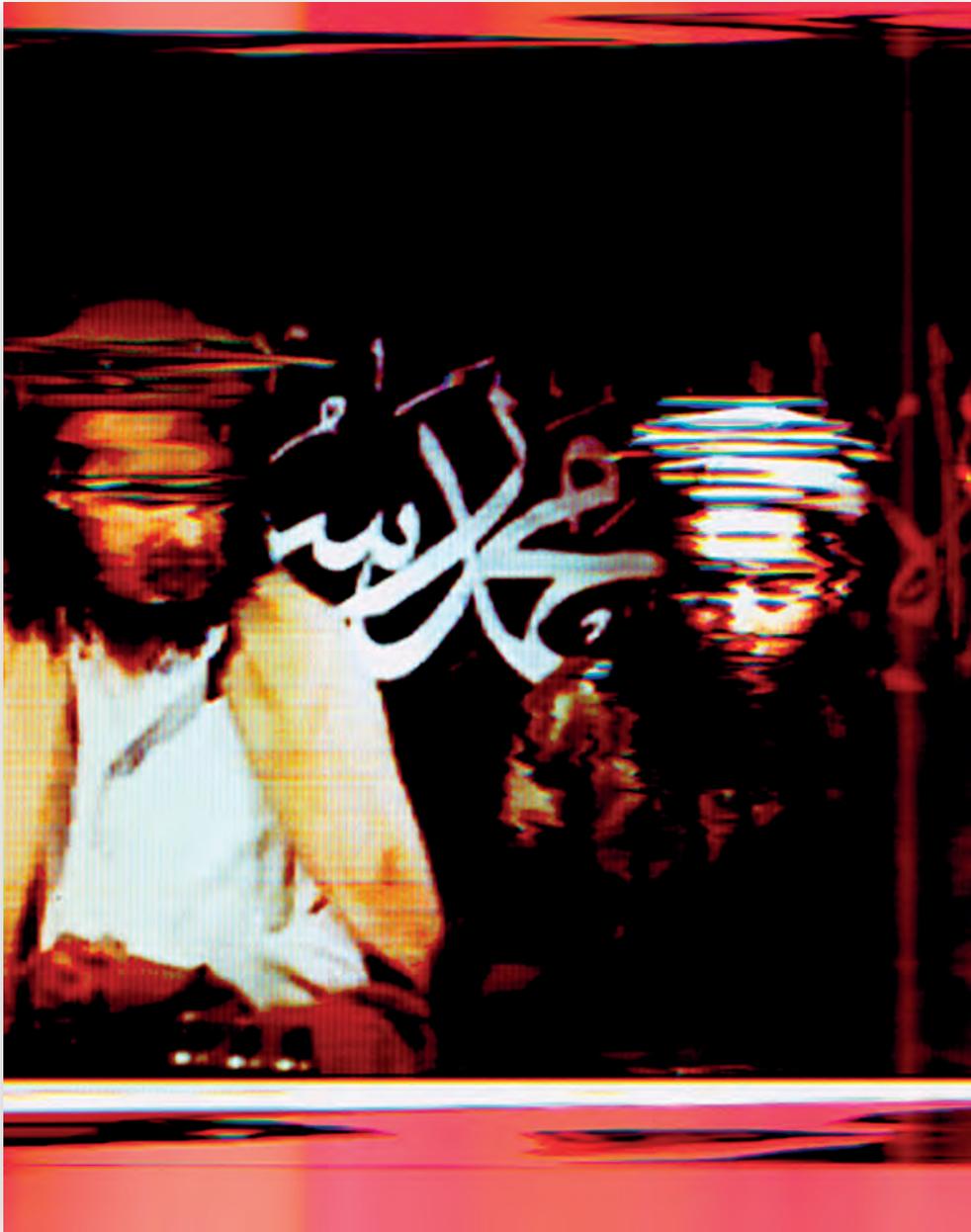
Sie forscht u. a. zur Mediengeschichte des Konsums und zum audiovisuellen Kulturerbe.

Zuletzt erschien ihre Monografie

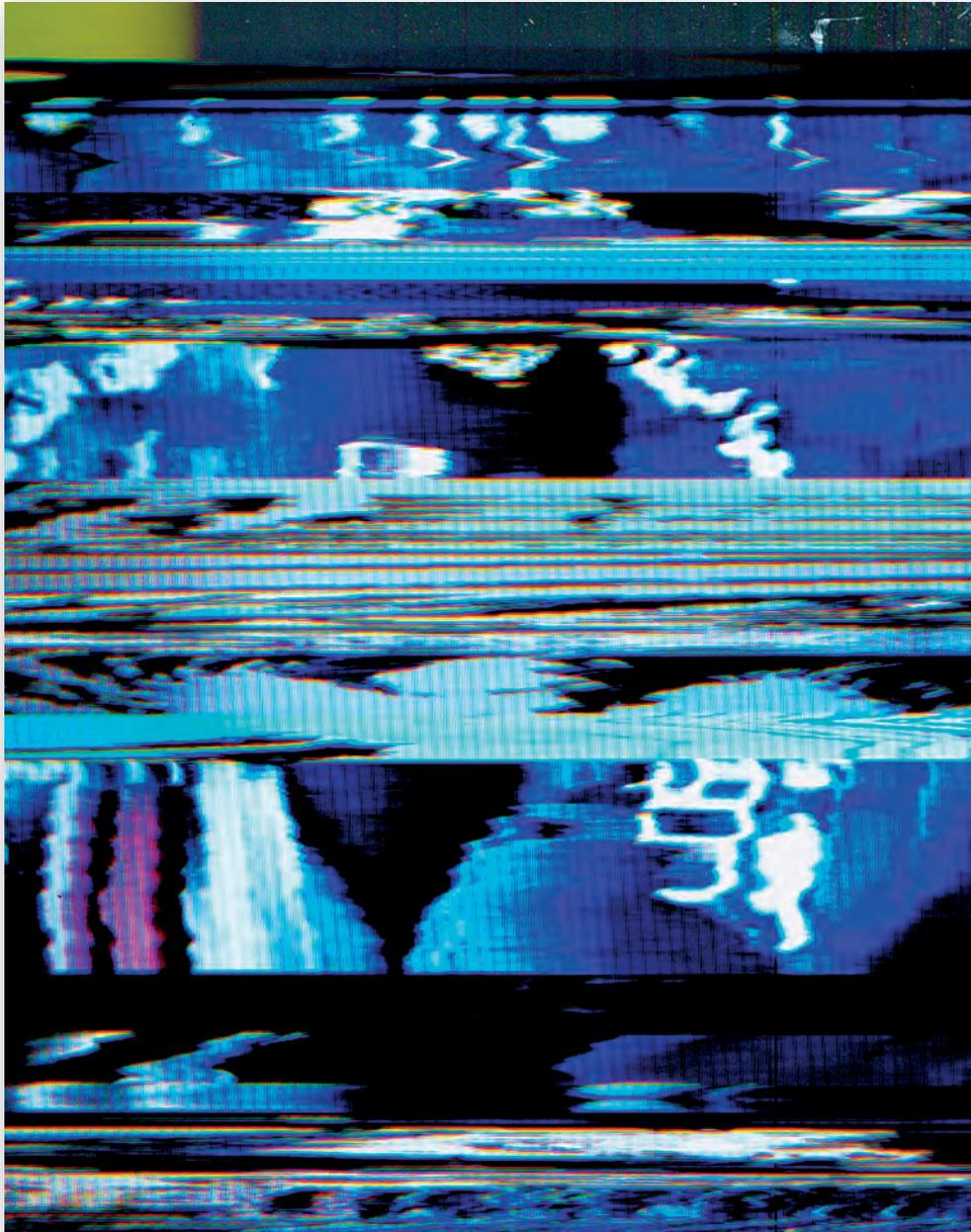
Der österreichische Werbefilm (Berlin/Boston, 2019).

Der Titel ist unter folgenden Link frei zugänglich:

<https://library.oapen.org/bitstream/id/29904798-5d01-44b8-9369-3513a5034a50/1006587.pdf>



Dobroslav Houbenov (2014): Terrorscan
Alleged suicide bomber on tv
© Dobroslav Houbenov



Dobroslav Houbenov (2014): Terrorscan
School of Terror
© Dobroslav Houbenov

Auf der Strecke

Ausgehend von Sylvia Plaths posthum veröffentlichter Erzählung *Mary Ventura und das neunte Königreich* sowie Impulsen von Paul Virilio und Heinrich Heine entwickelt **ZARAH WEISS** mit *Auf der Strecke* eine literarisch-kritische Perspektive auf Lebensentwürfe im Zeitalter des Neoliberalismus ...

Marie sah ihre Eltern an, ihr Vater zuckte mit den Schultern und sagte nichts. „Nun geh schon“, drängte ihre Mutter sie, sah nach links und rechts. An jeder Tür drängten sich Menschen in den Zug, manche hasteten noch ein paar Meter weiter, weil sie hofften, dass es dort weniger voll sein würde, andere verabschiedeten sich noch voneinander, ein letzter Kuss, eine letzte Umarmung. Marie zuckte mit den Achseln, dann bückte sie sich nach ihren beiden Reisetaschen und hob sie hoch. Eine Haarsträhne fiel ihr ins Gesicht. Sie hatte keine Hand mehr frei, um sie wegzustreichen, pustete vergeblich dagegen an. „Ach Liebes“, sagte ihre Mutter, strich ihr die Haare hinters Ohr. Sie umarmten sich nicht mehr. Marie stieg in den Zug, versuchte ihre Taschen über den schmalen Einstieg zu balancieren, sie drehte sich nicht nach ihren Eltern um. Bis sie zu ihrem Sitzplatz kam, verspürte sie immer eine Unsicherheit, eine Fremdheit, die sich erst legte, wenn sie sich hingesetzt hatte. Dann saß sie dort meist ein paar Minuten, bevor sie ihre Jacke auszog, Proviant und Beschäftigung aus der Tasche nahm und wirklich, vollständig ankam. Erst dann wurde dieser Platz zu ihrem Zuhause auf Zeit, zu einer kleinen Oase, von der sie sich kaum traute aufzustehen. Sie fragte sich, ob die anderen Reisenden sie genauso intensiv beobachteten wie sie es tat. Manchmal saß sie dort mit Kopfhörern und gab vor, ins Leere zu starren, dabei lauschte sie dem Gespräch zwei Sitze weiter. Zuerst fragte sie sich immer, wie die Menschen hießen. Dann, was sie am liebsten hatten. Dann, womit sie sich überhaupt nicht gern beschäftigten. Dann, welche Beziehungen sie in ihrem Leben pflegten. Ganz zum Schluss erst überlegte sie, woher die anderen Mitreisenden kamen und wohin sie fuhren. Saß eine Person neben ihr, versuchte sie einen Blick auf ihr Ticket zu erhaschen. Oft tat sie so, als würde sie lesen und schielte dabei doch in Wahrheit auf den Laptopscreen des Menschen neben ihr. Über eine Entfernung von drei Sitzreihen konnte sie er-

kennen, welchen Film sich jemand ansah oder welches Buch jemand las. Für die Dauer einer Fahrt wurde sie zur Detektivin, zur Geschichtendiebin.

Dieses Zugabteil war außergewöhnlich leer. Marie drückte sich an einem älteren Mann vorbei, der in aller Seelenruhe mitten im Gang seinen Koffer auspackte und seine Jacke faltete, sie überflog die Sitznummern mit flüchtigem Blick, als wäre sie der Situation erhaben. Aus dem Augenwinkel sah sie ihre Eltern, die am Bahngleis entlanggingen und versuchten, sie im Inneren auszumachen. Sie ignorierte die beiden, ging weiter, eine Tasche vor und eine hinter sich balancierend. Da war ihr Platz. Ein Vierertisch. Eine Frau im Kostüm saß bereits dort. Sie hatte die Haare zu einem strengen Knoten zusammengebunden, ihr Make-Up saß perfekt, sie las die aktuelle Ausgabe vom „Economist“. „Ich habe hier reserviert“, sagte Marie und deutete entschuldigend auf den Sitz gegenüber. Sie kam sich verschwitzt und dick vor. Ihr Mantel war viel zu warm, die Taschen viel zu schwer. Die Frau lächelte sie an und widmete sich dann wieder ihrem Magazin. Marie versuchte ihre Taschen möglichst elegant auf die obere Ablage zu befördern, ihre Jacke legte sie darüber. Sie ließ sich in den Sitz fallen und die Frau schaute erneut auf. Marie wurde unangenehm bewusst, wie außer Atem sie war. Neben ihr am Fenster winkte jemand wild – ihre Eltern, ihre Gesichter hinter der Scheibe klar, während Marie selbst doch wie hinter einem kaltblauen Schleier, wie aus einem Traum wirken musste. Sie winkte dezent zurück, schielte zur Frau, die nicht aufsah. Als der Zug sich in Bewegung setzte, atmete sie erleichtert auf.

Sie drehte den Kopf zur Seite, im Vierersitz links neben ihr saßen zwei Männer, der eine vermutlich der Sohn des anderen. Marie nahm ihr Buch aus der Tasche. Sie liebte es,

die Klassiker der Weltliteratur durchzuwälzen, während an ihr grau-grüne Landschaften verschwommen vorbeirauschten. Heinrich Heines Gedichte lagen vor ihr. Das Buch war gebraucht, der Schutzumschlag irgendwo verloren gegangen. Die beiden Männer begannen sich leise zu unterhalten. Marie beugte sich unmerklich ein Stück nach vorn. Sie konnte nicht verstehen, was sie sagten, es schien fast, als würden sie in einer ihr unbekanntem Sprache sprechen. Dann nahm sie den Gedichtband in die Hand, blätterte darin herum, tat so, als würde sie lesen. Der Buchrücken lag glatt in ihrer Hand. Ihre Haare fielen ihr ins Gesicht, durch einzelne Strähnen konnte sie einen Blick auf die Männer erfassen. Carl und Adam, dachte sie, so heißen sie wahrscheinlich. Sie lieben beide kräftigen Bergkäse mit Senf und hassen aber das Gefühl, diesen Käse zu schneiden. Sie sind Vater und Sohn und wenn sie beieinander sind, tanzen sie in der Küche einen unerkannten, vielleicht sogar unsichtbaren Tanz um das Messer, sie drücken sich vor dem Schneiden. Sie sind alleinstehend, der eine frisch getrennt, der andere mit verstorbener Frau und jetzt ist da niemand mehr, um ihnen den Käse zu schneiden. Sie sind auf dem Weg zu dem Ort, an dem der Vater die Mutter kennenlernte, um ihre Geschichte aufzuarbeiten. Sie kommen aus dem Süden und fahren in den Norden. So wie ich, dachte Marie, ich fahre auch in den Norden, ins Neunte Königreich. Es lässt sich nicht leugnen, dachte sie, ich bin süchtig nach Geschichten.

Sie hob den Kopf, ihre Haare teilten sich, ein Vorhang, der sich öffnete. Die Menschen um sie waren ihr Theater, sie waren ihre Bretter, sie bedeuteten ihr die Welt. Ohne Geschichten kann ich nicht leben, dachte Marie.

„Entschuldigung, hätten Sie vielleicht ein Taschentuch?“, fragte sie die Dame vor sich. Sie blickte auf, ihre geschminkten Lippen verzogen sich zu einem perfekten Lächeln. Marie verspürte das Bedürfnis, die Kurve ihres Mundes nachzuzeichnen. Eva. Liebt Kirschtorte, hasste Spazierengehen. Auf Geschäftsreise. Die Frau griff in ihre Handtasche, reichte Marie eine Packung Taschentücher. Sie schnäuzte sich so diskret wie möglich, blickte aus dem Fenster. Der Zug fuhr an einem See vorbei. Auf einmal kam es ihr vor, als säße sie schon ewig an diesem Platz. Draußen war weit und breit kein Schild oder keine Ortschaft erkennbar, eine unberührte Seenlandschaft. Marie war den Anfang der Strecke schon ein paar Mal gefahren, aber dieser Teil kam ihr unbekannt vor. Waren sie also schon weitergekommen, als sie gedacht hätte? Marie schüttelte verwirrt ihren Kopf, ganz leicht nur, kniff sich in die Ober-

schenkel. Sie räusperte sich, rutschte unruhig auf dem Sitz hin und her. Ihr Handyakku war noch am Bahnhof leer gewesen.

„Ist alles in Ordnung?“

Marie sah hoch, die Dame blickte sie direkt an. Sie nickte, biss sich auf die Lippen. „Könnten Sie mir vielleicht sagen, wie spät es ist?“, fragte sie. Die Frau lachte leise, zeigte ihre Armbanduhr. Keiner der Zeiger bewegte sich. „Die ist mir vorhin kaputtgegangen, als ich mit dem Koffer dagegen gestoßen bin“, sagte sie und warf einen kurzen Blick aus dem Fenster. „Aber der Sonne nach zu urteilen wohl später Vormittag.“

„Müssten dann nicht schon ein paar Stationen gekommen sein?“, fragte Marie. Die Frage rutschte ihr schnell heraus, sie hatte nicht so unsicher klingen wollen. Aber auf einmal kam es ihr so vor, als bewegte sich der Zug mit jeder Millisekunde viele Kilometer weiter von ihrem Zuhause weg.

Der ältere Mann vom Sitz gegenüber mischte sich ein: „Ach, Mädchen!“ Er hatte eindeutig irgendeinen Akzent, aber Marie fühlte sich zu unruhig, um auszumachen, welcher es sein könnte. Auf einmal war sie sicher, dass er nicht zum Ort des Kennenlernens seiner Frau fuhr. Wahrscheinlich war er geschäftlich unterwegs. Seine Lebenswelt schien meilenweit von ihrer Realität entfernt zu sein. „Hast Du nicht mitbekommen, dass der Zug nur noch bedeutende Stopps anfährt? Wir halten nur noch in den großen Städten oder dort, wo wirklich wichtige Passagiere einsteigen.“

Marie öffnete den Mund, um etwas zu erwidern, aber er unterbrach sie sofort wieder: „Das ist einfach und genial! So kommen wir schnell zum Ziel, effektiv für alle!“

Marie war sich nicht sicher, ob sie das richtig verstanden hatte. „Und wonach wird das bemessen?“, fragte sie leise.

„Wo wir anhalten?“

Just in diesem Moment raste der Zug durch eine Bahnstation. Erst jetzt wurde Marie bewusst, wie schnell sie wirklich unterwegs waren: Bänke, Schilder, Rolltreppen, alles flog schneller an ihrem Fenster vorbei, als sie schauen konnte. Sie versuchte den Namen des Bahnhofes zu lesen, aber sie hatte keine Chance. Ein junges Paar winkte, schrie, eine Mutter, die mit mehreren Kindern allein am Bahngleis stand, hatte

den Mund weit offen, hielt mit Mühe und Not ihre Kleinsten zurück. Ein älterer Mann versuchte dem Zug ein Stück hinterherzurennen. Marie verbog den Kopf nach hinten, bis sie nach wenigen Sekunden schon keinen dieser Menschen mehr sehen konnte. So schnell wie der Bahnhof gekommen war, so schnell war er auch wieder verschwunden.

Fassungslos drehte Marie sich zu den beiden Männern um: „Ich glaube, die wollten alle mitfahren?“ Sie grinsten lediglich. Marie spürte eine Hand auf ihrer Hand. Die Frau gegenüber lächelte sie beruhigend an: „Wenn wir ankommen wollen, können wir nicht alle mitnehmen. Ein paar bleiben auf der Strecke.“ Marie sah sie erstarrt an. Ihr Lächeln kam ihr auf einmal nicht mehr perfekt vor, sondern perfide, bitterböse. Die Frau verstand ihren Blick: „Du bist noch sehr jung. Aber je älter Du wirst, desto eher wirst Du verstehen, dass es nur so funktioniert. Das ist das einzig mögliche Modell. Wir tun alles dafür, um rechtzeitig im Neunten Königreich anzukommen.“

„Aber was ist mit den Menschen an diesem Bahnhof?“, rief Marie. Die Frau setzte zu einer Antwort an, da rannete plötzlich ein junges Mädchen durch den Waggon, kaum älter als Marie selbst. „Halt!“, rief es panisch. „Moment!“ Sie blieb vor der automatischen Schiebetür stehen, winkte, drückte dagegen. Die Tür öffnete sich keinen Millimeter. Das Mädchen drehte sich hilfeschend um, etwas Hastiges, Rastloses lag in ihrem Blick: „Entschuldigung, sollten wir hier nicht anhalten? Wissen Sie... Ist nicht irgendwo jemand vom Bordpersonal? Ich ... ?“ Irgendetwas in ihrem Gesicht irritierte Marie, sie sah kränklich aus und trug trotz der milden Temperaturen Schal und Haube. Abwechselnd blickte Marie aus dem Fenster und das Mädchen an. Sie rasten tatsächlich schon wieder durch die nächste Bahnstation, mit einer Geschwindigkeit, dass Marie die Menschen draußen nur noch als Schemen wahrnahm, geschweige denn irgendein Schild lesen konnte. Es waren höchstens drei Minuten vergangen, wie konnten sie so unfassbar schnell von der einen in die nächste Stadt gelangt sein?

„Ach Schätzchen“, sagte der junge Mann gegenüber, erhaben, als sei er viel älter und weiser als das aufgelöste Mädchen. „Ich fürchte, die nächste Station ist das Neunte Königreich. Reg Dich nicht so auf.“

„Aber ... Ich hatte hier einen Arzttermin ...“

Die Stimme des Mädchens wurde leiser. Marie sah, wie sie resignierte, wie sie aufgab, wie ihre Schultern sich senkten. Ihr war kalt. Ihr war nach Weinen zumute. Sie streckte eine Hand aus, als könnte sie so auf irgendeine Art Trost geben. Die Frau gegenüber sah sie an, schüttelte milde lächelnd den Kopf. Es hat keinen Zweck, schien ihr Blick zu sagen.

Das Mädchen drehte sich um. Mit gesenktem Kopf ging sie zurück durch die Sitzreihen. Marie konnte ihr Gesicht nicht sehen. Sie versuchte ihr nachzublicken, sah nur noch die Haube. Die anderen wenigen Mitreisenden saßen vertieft in ihre Lektüre oder Laptops auf den Plätzen und gaben vor, nichts mitbekommen zu haben. Erst jetzt fiel Marie auf, dass sie sich keine Gedanken über den Namen des Mädchens gemacht hatte. Sie kam sich lächerlich vor. Alles schien an Bedeutung verloren zu haben.

Marie ließ sich in den Sitz sinken. Sie vermied es, die anderen anzusehen, starrte aus dem Fenster. Noch nie zuvor hatte sie eine solche Geschwindigkeit erlebt, sie spürte das Dröhnen unter ihrem Sitz. Es war, als wäre eine neue Epoche von Raum und Zeit angebrochen. Ihr wurde übel. Die Sonne stand noch nicht einmal ganz oben am Horizont, es musste immer noch Vormittag sein und sie war schon weiter gereist als je in ihrem Leben. Und gleichzeitig war kaum eine Stunde vergangen, seit sie eingestiegen war. Die Welt außerhalb der Zugfenster verschwamm zur Bedeutungslosigkeit, die Zeit schien sich zu einer Endlosigkeit auszubreiten.

In dieser Sekunde hielt der Zug ruckartig, Marie wurde gegen den Tisch vor ihr gepresst. Draußen war weit und breit kein Bahnhof zu sehen, nur eine schmale Straße zwischen Feldern, auf der sich aus einiger Entfernung schnell eine Autokolonne näherte. Es waren insgesamt drei Fahrzeuge, aus denen mehrere Männer in Anzügen sprangen, die einem weiteren Mann die Tür öffneten. Jetzt sah Marie zum ersten Mal eine Schaffnerin, die aus dem Zug trat und den Mann begrüßte. Sie fragte sich, um wen ein solches Aufsehen gemacht wurde und nahm ihn genauer unter Augenschein. Er hatte glatte Gesichtszüge und kam ihr bekannt vor, aber sie konnte nicht ausmachen, an wen er sie erinnerte. Zwei andere Begleiter stiegen mit ihm ein. Marie starrte die Tür an, wartete, dass er ihr Abteil betreten würde, aber nichts geschah. Der Zug machte einen Ruck und noch ehe die Menschen draußen wieder in ihre Autos gestiegen waren, beschleunigte er. Marie zählte die Sekunden, bis sie die einzelnen Konturen der Bäume schon nicht mehr ausmachen konnte. Vier. Nach vier

Sekunden rasten sie dahin, sie rasten und es dröhnte und die Welt draußen wurde vernichtet und von der Zeit blieb zu viel übrig. Marie hielt sich an der Lehne fest, sie schluckte.

„Keine Sorge, das war es dann, jetzt halten wir nirgendwo mehr. Volle Kraft voraus, sensationell!“, rief der ältere Mann vom Vierertisch nebenan ihr zu, wie um sie zu beruhigen. Sie rieb sich den Hals, tat so, als hätte sie ihn nicht gehört. „Leistung, Leistung, Leistung!“, rief er noch lauter und klatschte dem jüngeren Mann mit jedem Ausruf auf die Knie. Der lachte heiser. Aus dem Augenwinkel sah Marie, wie die Frau ihr gegenüber die Augen verdrehte, aber nichts sagte.

Marie wurde wütend. Sie stand auf, ging entschlossenen Schrittes durch den Wagen, zurück zu der Tür, bei der sie eingestiegen war. Sie erinnerte sich, dort eine Notbremse gesehen zu haben. Die anderen Mitfahrenden hoben nicht einmal müde den Kopf, als sie an ihnen vorbeistapfte. Apathisch starrten sie in ihre Laptops. Marie schnaubte verächtlich und machte einen letzten Schritt zur Schiebetür. Sie bewegte sich nicht. Genau wie vorhin. Marie hob die Arme, bewegte sie hin und her, drückte sich mit ihrem ganzen Körpergewicht gegen das Glas. Nichts geschah. Sie schrie, aber genau in diesem Moment fuhr der Zug durch einen Tunnel, es dröhnte, niemand hörte sie. Sie biss sich auf die Lippen, bohrte die Fingernägel in ihre Handinnenflächen. Durch die Glasscheibe konnte sie die Notbremse erkennen, unerreichbar weit weg. Sie war gefangen. Langsam ließ sie sich an der Scheibe nach unten sinken, bis sie den Boden berührte. Den Kopf senkte sie auf die Knie, schüttelte sich, weinte. Das war es also. Sie war in diesem Waggon, sie war mit diesen Menschen in einem Boot und sie alle würden erst aussteigen, wenn sie im Neunten Königreich angekommen waren, irgendwann, und je schneller sie fahren, desto eher würde die Welt hier drinnen zum Stillstand. Nichts bewegte sich mehr, eine Verdichtung, während draußen alles verschwand. Vielleicht würde es ein Zugunglück geben, einen Unfall. Vielleicht würden sie dann alle entkommen können. Sie fühlte sich gegen die Scheibe gepresst von der Geschwindigkeit und fragte sich, wie sie sich so rasend schnell fortbewegen konnte und gleichzeitig doch nur Stillstand war, um sie herum, in ihr, so still, so unfassbar still, dass da nahezu nichts mehr übrigblieb von ihr. 

ZARAH WEISS

lebt als Autorin und Literaturwissenschaftlerin in Wien.
Zuletzt erschien ihre Erzählung „Die Kemenate“ (Czernin Verlag 2020).

Notizen zu „Terrorscans“

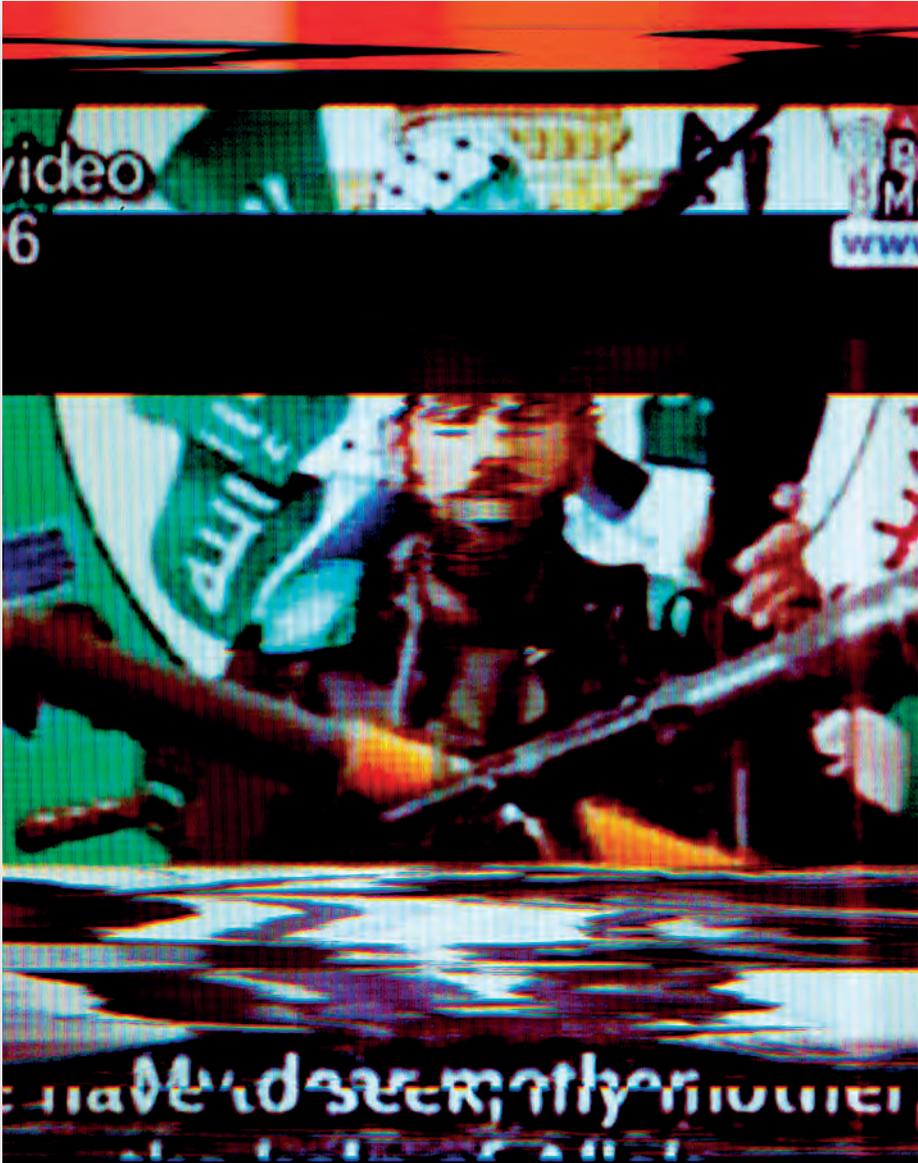
DOBROSLAV HOUBENOV gibt Einblick in die Produktionsbedingungen der Bildstrecke dieser Ausgabe der ZUKUNFT.

Im Zuge meiner Auseinandersetzung mit Medientechnologien ist mir aufgefallen, dass es nicht nur möglich ist, durch Reproduktionsmaschinen (Videosoftware, Scanner, Monitore etc.) Bilder zu verzerren, sondern – unter Verwendung derselben Technologie – Videos auch zu komprimieren. In diesem Zusammenhang wollte ich den Unterschied zwischen Propagandavideos der „freien“ und der „unfreien“ Welt herausarbeiten und so begann ich meine künstlerische Arbeit. Die beste Möglichkeit zur praktischen Umsetzung bestand darin, die durchwegs auf *YouTube* verfügbaren Propagandavideos komprimiert auf ein Blatt zu bringen, um sie in der Folge auch vergleichen und in einer Serie präsentieren zu können. Dazu wurden die Videos mittels eines Monitors auf einem hochauflösenden Scanner in der jeweiligen Filmdauer eingescannt, wodurch das gesamte Video sich in einem Bild verdichtete.

Das Resultat können die Leser*innen der ZUKUNFT entlang der Bildstrecke dieser Ausgabe als Betrachter*innen sehen. Gestik, Mimik, Farbe, Bewegung und Art der Präsentation der Videos werden in einem Zeitraffer von oben nach unten sichtbar. Wenn der Hintergrund unbeweglich und starr gefilmt wurde, wird er durch diese Technik ebenfalls starr und unbeweglich abgebildet. Mich hat dabei immer fasziniert, wie der Zeitpfeil von der Vergangenheit hin zur Gegenwart abgebildet wird, wobei ich dafür verschiedene druckgrafische Techniken verwendete. Verbunden mit der damaligen politischen Lage lieferte diese ästhetische Praxis eine herausragende Möglichkeit zu sehen, wie sich menschliches Verhalten in Medien manifestiert. Die hier präsentierte Serie *Terrorscans* präsentiert mithin die Ergebnisse der Verwendung der genannten Technologie und stellt dieses Verhalten künstlerisch dar. 

DOBROSLAV HOUBENOV

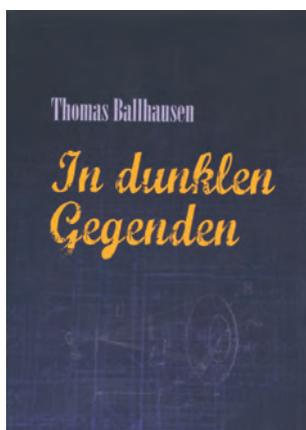
ist Druckgrafiker, Zeichner und Absolvent der Universität
für angewandte Kunst Wien



Dobroslav Houbenov (2014): TerrorsScan
Gaza Hamas Prepares Suicide Bomber Rhetoric of Hatred
© Dobroslav Houbenov

Kummerbund

In seiner Dystopie *Kummerbund* schildert der Wiener Autor **THOMAS BALLHAUSEN** den Zusammenbruch eines in mehrfacher Hinsicht unter Druck geratenen Individuums. Angesiedelt zwischen Fiebertraum und politischer Parabel nutzt er Literatur als kritisches Instrument und erzählt von Erschöpfung in Zeiten unaufhörlicher, alles durchdringender Optimierung.



**THOMAS BALLHAUSEN
IN DUNKLEN GEGENDEN**

Wien: Edition Atelier
104 Seiten | € 14,95
ISBN: 978-3902498946
Erscheinungstermin: August 2014

Eine der wenigen Erinnerungen, die ich noch habe, ist, wie man mir beigebracht hat, mich auf die goldenen Regeln des Überlebens und Verhaltens einzulassen, auf diese seit vielen Generationen tradierten Weisheiten und Hinweise, die ich in Form eines handlichen Bändchens bei mir trage, zu vertrauen. Diese Instruktion ging beinahe zeitgleich mit der Beobachtung eines punktuellen, schmerzhaften Eingriffs einher, den ich nur begleiten, aber nicht in vollem Umfang nachvollziehen oder gar empfinden konnte. Die goldenen Regeln erschienen mir damals, inmitten dieser unerträglichen Situation und ihren meine Kräfte übersteigenden Anforderungen, plump und phrasenhaft, ein ewiges Geleier Ahnungsloser. Eine weitere, damit zumindest indirekt verbundene Begebenheit, die mir mit gleicher Schwere im Gedächtnis haftet, ist ein unwirtlicher Vormittag, an dem ich den Unterschied zwischen oben und unten tatsächlich verstanden habe. Der Wind blies damals den Schnee vor mir her, mein Blick war, die mich Begleitenden ausblendend, auf einen kleinen Karren gehetzt, der vor mir her rumpelte und eine traurige Last mit einer an Frechheit grenzenden Leichtigkeit transportierte. Als das Fahrzeug an seinem Bestimmungsort angelangt war und

ich, ohne die Trauergäste ringsum wirklich wahrzunehmen, beobachtete, wie der eben noch beförderte Körper hastig verscharrt wurde, erkannte ich den erwähnten Unterschied und verstand darüber hinaus erstmals die schändliche Natur all meiner Empfindungen und Wünsche in vollem Ausmaß. Das Handbuch habe ich, nicht nur wegen der Kälte, die meine Finger betäubte, nicht hervorgeholt. Die in ihm enthaltenen, eher entmutigenden Sätze waren mir ohnehin geläufig, und so beließ ich es dabei, eine der Regeln wie gewohnt leise flüsternd und von den anderen beinahe unbemerkt aufzusagen: *Die zwei größten Gefahren in jeder Situation, eine passive Lebenseinstellung und die Tendenz zu übermäßiger Bequemlichkeit, gehen von Dir selbst aus.*

Ich hätte den Regeln, abseits von dem mich beruhigenden Ritual des Aufsagens ausgewählter Sätze, auch weiterhin gerne vertraut. Doch auf diese Situation und die Verschlimmerung der allgemeinen Lage, das Durcheinander der letzten Tage des Kombinars, hatte mich keine Ausbildung, kein Handbuch und kein noch so wohlmeinend formulierter Ratsschlag vorbereiten können. Rückblickend waren meiner individuellen als auch der generellen Situation wohl Entscheidungen vorausgegangen, die aufgrund ihrer Auswirkungen zu wesentlicheren Anteilen ohne mich gefällt worden waren, hätten sie meine Möglichkeiten und Expertise als Mensch und Analyst doch bei weitem überschritten. Mein Urteil war schon in den Monaten davor immer mehr in Verruf geraten, auf mich hatte man sich, so die Einschätzung meiner Kollegen in der Agentur, immer weniger verlassen können. Trotz meiner Bemühungen, mich ganz meinen alltäglichen Aufgaben zu widmen und alle anderen Umstände einfach zu ignorieren, war die Verschlechterung der Zustände nicht mehr aufzuhalten. Innerhalb der Agentur war ich der Abteilung Vergangenheit zugeordnet gewesen, uns unterlag die sach-

gerechte Veränderung der Geschichtsschreibung je nach Bedarf und veränderter politischer Situation. Ich war mit meiner Spezialisierung alles andere als unglücklich, war ich doch auch nicht in der Lage, für die beiden anderen Abteilungen wirken zu können: Die Zukunft konnte ich nicht prognostizieren und für die Auseinandersetzung mit der Gegenwart mangelte es mir schlicht an Konsequenz, Stärke und Gewaltbereitschaft. Ich flüsterte: *Verfolge so lange wie möglich die Berichterstattungen, um die tatsächlichen Gefahren gut einschätzen zu können. Dann tue das Unerwartete.*

Mit der Rolle einer Nebenfigur konnte ich mich eher abfinden als mit dem Gedanken, für meine unausgesprochenen Wünsche und den damit verbundenen Katastrophen in einem unerwarteten Moment zur Rechenschaft gezogen zu werden. Als unser letztes Luftschiff schon beim Steigflug zerbrach und in Form eines glühenden Regens auf das Flugfeld und die umliegenden Bezirke niederging, fühlte ich mich dafür ebenso verantwortlich wie für die Notwendigkeit, meine kleine, kärglich eingerichtete Unterkunft in einem der Vororte der Hauptstadt aufzugeben, um den eindringenden feindlichen Truppen zu entgehen. Nur meine Kartentasche und wenige andere Gegenstände mit mir nehmend, machte ich mich in Richtung der im Zentrum gelegenen unterirdischen Schutzräume auf. Doch statt in den mir vorgeschriebenen Bereich hinabzugehen und dort gemeinsam mit meinen von Fieber und Angst angetriebenen Kollegen eine mir angesichts der unaufschiebaren Niederlage nutzlos vorkommende Tätigkeit weiter auszuführen, nahm ich den Abstieg in einen der anderen, weit verzweigten Bauten. Ich flüsterte: *Bestreue verräterische Abfälle mit Asche oder vergrabe sie sorgfältig.*

Die Narben an meinen Unterarmen sind in dieser neuen Zeit ohne Lichtbilder die einzigen Zeichen von Identität und Legitimität geworden. Sie sind Kennzeichen meiner vermeintlichen Unverwechselbarkeit, ein Gewebe, das Bahnen zu meinem früheren Leben schlägt. Die Verläufe der Narben sind die Landkarte einer fremd gewordenen Ära, nur diese Repräsentationen alter Wege und Vertrautheiten sind geblieben. Nach und nach ist alles verschwunden, habe ich mir meine Bedürfnisse verkleinert und mich mit immer weniger zufriedengegeben. Jetzt möchte ich nichts mehr nötig haben, um hier weitermachen zu können. Wenig Essen, keine Moral, keine Prinzipien oder Gesetze, von Linearität habe ich ohnehin noch nie viel gehalten. Hier gilt, woran ich mich erst mühsam gewöhnen musste, nur die Gegenwart und was uns verbindet, was wir wie eine gute Hoffnung in bunten Stoff

und Zeitungspapier einschlugen, spiegelt sich in den mittlerweile ungültigen Fahrplänen an den Wänden. Eine Wahrheit wird hier mit der nächsten überklebt, entblößt werden nur die Körper meiner verzweifelten, vielleicht weniger freiwilligen Mitbewohner. Ich versuche nicht auf die aufgerissenen Kleider und offenstehenden Hosen zu achten, auf die verzweifelten Umarmungen und Haltungen, in denen man Schläge oder Liebkosungen empfängt. Ich taste nach meinem Besteck, überprüfe insbesondere das Vorhandensein meines an den Rändern scharf geschliffenen Löffels. Ich flüstere: *Wenn Du, weil Dein Wert überschätzt wurde, verschleppt wirst, brauchst Du vielleicht unsichtbare Tinte.*

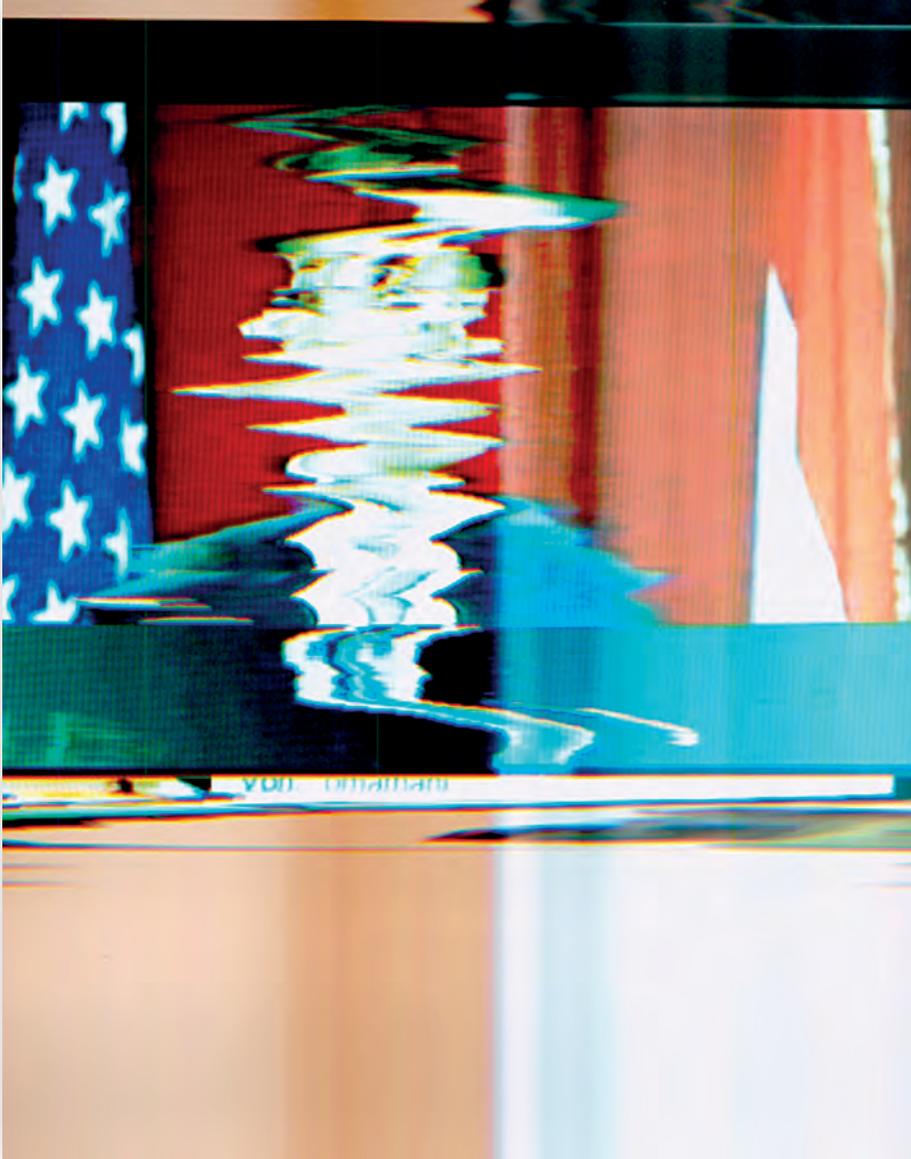
Unter der zentralen Bahnstation Kimmeriens, diesem Land der Schatten und Turbulenzen, habe ich mich also eingerichtet und mit den anderen Flüchtenden arrangiert. Hier gibt es weniger Türen, an die geklopft werden kann. Das ist beruhigend, fühlen sich doch alle, wie sie da sitzen und stehen, ihre Kerne kauend und sich so an diesen Ort bindend, wie Verräter. Was ich in meiner Kartentasche mit mir trage, hilft mir zumeist, den Überblick zu bewahren. Indem man die Zeit wie ein erlegtes Tier häutet und ihre Strukturen freilegt, entfaltet man den umgebenden Raum wie ein Blatt Papier. Mit einer schnellen Handbewegung wische ich Blut und Gewebe weg. Ich möchte gerne genau hinsehen, dort, wo alles aufklafft und die Wirklichkeit schmerzhaft hervortritt. Ein Blick pro Tag erscheint mir da ausreichend, mehr möchte ich mir nicht mehr zumuten, mehr kann ich mir nicht mehr zutrauen. Nachts gehe ich manchmal zurück zu einem der Eingangstore, die immer noch offenstehen, und sehe nach draußen. Die oben liegende Welt ist zu einem Übungsgelände verkommen, das von mechanischem Knattern und im Dunkel gut sichtbaren Feuern durchzogen ist. Die Architektur der unterirdisch gelegenen Struktur erschwert es mir auszumachen, woher die Geräusche kommen. Im Dunkel fühle ich mich ein wenig sicherer, ich glaube, ungesehen zu bleiben, weil ich selbst kaum etwas ausmachen kann. Ich flüstere: *Wenn Du vollständig verschüttet bist, bist Du wahrscheinlich zu schwer verletzt, um Dich selbst zu befreien.*

Auch unterhalb der Stadt, die, so meine Überzeugung, von einem unhintergehbaren Ereignis, einer heimlich ersehnten Katastrophe eingeholt worden ist, bin ich fast immer in Bewegung. Das Netz aus Tunneln und Übergängen, die Passagen, die immer nur zu weiteren Plateaus und Zwischenstationen führen, verleiten dazu. Wie alle anderen taumle ich unangesetzt weiter und sinke nur hin und wieder für ein paar

Momente zu Boden. Müde bin ich nicht, es gibt ja nichts zu tun, um müde werden zu können. Ich bin erschöpft, eben weil nichts mehr zu schaffen, weil nichts mehr möglich ist. Wir bewegen uns wie die Schlafwandler, sind aber eigentlich Schlaflose. Wir träumen, ohne zu schlafen, inspiriert von ein paar zerschlagenen Schaukästen und einem kleinen Boot, das, durch dicke Holzbalken abgestützt, einen der größeren Räume des Komplexes völlig einnimmt. Diese Zwischenräume voll aufbereiteter Luft haben uns gleichgemacht, versorgen sie uns doch mit einer Vielzahl fremdartiger, sich aufbauender und wieder zerfallender Bilder. Schweigend gehen wir uns zumeist aus dem Weg, stolpern im künstlichen Zwielficht über jene, die gestrauchelt sind und auf das Unvermeidliche warten. Wer sich hingesezt und ausgeatmet hat, steht nur ganz selten wieder auf. Sitzend kann man besonders gut erschöpft sein, und ich frage mich erneut, ob ich damals vorsätzlich in den falschen Bereich hinabgestiegen bin, um jemanden zu suchen. Die Vorstellung, ich könnte hier jemanden auslösen und wie ein selbstloser Held an die Stelle des Gesuchten treten, gefällt mir. Übertroffen wird diese Fantasie nur durch die absurde Vorstellung, dass ich diese Tat bereits vollbracht haben könnte und mich deshalb mit meinen schwindenden Erinnerungen abmühe und mich nicht zurück an die Oberfläche wagen darf. Wenn mein Aufenthalt hier tatsächlich einen tieferen Sinn hat, so sage ich mir, darf es nur dieser sein. Zumindest dahingehend will ich über mich hinauswachsen, etwas wie ein neues Zeitalter wird ohnehin nicht mehr anbrechen. Alles, was es künftig geben wird, ist Erde. Ich hocke mich hin, die anderen Schemen ignorierend und von dieser Hoffnung auf die Annahme meines Opfers erfüllt, beginne den lockeren Boden aufzuwühlen, noch tiefer vorzudringen. Ich grabe, schiebe meine Finger zwischen die lehmigen Schichten und dränge mich, schwimmend und beißend, mit voller Wucht in den Boden. An den bitteren Geschmack des Elements und die Feuchte zwischen den Zähnen werde ich mich wohl niemals gewöhnen können. Als ich mit den Händen nicht mehr weiterkomme, stoße ich immer und immer wieder meinen Löffel in das feuchte Nass, schaufle Erde hinter mich und in meinen Mund, grüble währenddessen nach, rechne und frage mich, ob man mich wegen meiner früheren Rolle und die daran geknüpften Verantwortungen vielleicht belogen hat. Ich flüstere: *Fang nicht an, die Schläge oder Schüsse zu zählen. Wirf Dich auf den Boden und bleib liegen.* 

THOMAS BALLHAUSEN

lebt als Autor, Kulturwissenschaftler und Archivar in Wien und Salzburg. Er ist international als Herausgeber, Vortragender und Kurator tätig. Der Abdruck des vorliegenden Textes, der aus dem Erzählband *In dunklen Gegenden* stammt, erfolgt mit freundlicher Genehmigung der Edition Atelier (Wien).



Dobroslav Houbenov (2014): Terrorscan
Obama Warns Not To Challenge Official 9-11 Story
© Dobroslav Houbenov

Der Esel

Die Redaktion der ZUKUNFT freut sich für ihre Leser*innen, dass **MICHAEL SCHARANG** sich bereit erklärt hat, einen Auszug aus dem ersten Kapitel seines kommenden Romans *Der Esel* und damit auch eine Geschichte des 12. Februar 1934 zum Vorabdruck freizugeben ...

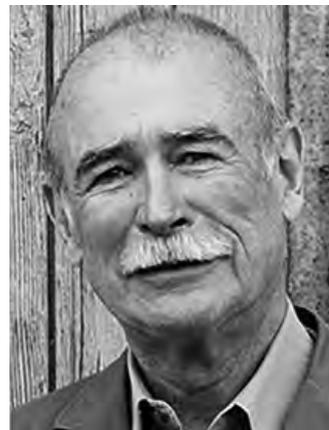
KAPITEL 1

Dieses seltsame Ereignis trug sich im Februar 1945 zu. Moritz, ein Bub von fünf Jahren, stieg mit seiner Großmutter auf den Berg, um vom Bauern Brot und Butter zu holen. Der Krieg, man sprach damals schon vom Zweiten Weltkrieg, dauerte bereits einige Jahre, die Lebensmittel wurden knapp.

Die Großmutter half jeden zweiten Tag auf dem Bauernhof aus, dafür bekam sie für sich und die Familie ihres Sohnes zu essen. Der Bäurin war die Arbeit zu viel, ihr Mann konnte ihr nicht zur Seite stehen, er hatte im Krieg ein Bein eingebüßt. An diesem Tag mistete Großmutter den Stall aus.

Moritz spielte in der Stube mit dem Bauern Karten. Nachdem der dreimal verloren hatte, fluchte er und behauptete, im Krieg nicht nur ein Bein, sondern auch den Verstand verloren zu haben. Moritz war die Karten auf den Tisch, ging über den tiefverschneiten Hof zum Stall, wollte zur Großmutter, hörte aber hinter dem Stall ein leises Wimmern.

In einem Bretterschlag stand ein kleiner, dürrer, vor Schmutz starrender Esel. Moritz schob zwei Bretter weg, umfaßte den Kopf des Esels und drückte ihn an sich. Der Esel schnaubte vor Freude. Du armer, kleiner Esel, sagte der Bub, stehst in der Kälte und im Dreck, bist halb verhungert. Ich nehme dich mit ins Tal und Sorge für dich. Der Esel machte einen Schritt zurück, hob den Kopf und sagte: Ich danke dir. Moritz stand da mit offenem Mund. Gib mir die Hand, sagte der Esel und hob



Michael Scharang © Isolde Ohlbaum

einen Vorderfuß. Moritz umfaßte mit seiner Hand den Vorderfuß des Esels.

Seit ewiger Zeit, fuhr der Esel fort, kann ein kleiner Esel, dem es schlecht geht, um den sich aber ein kleines Kind kümmert, nicht nur in seiner Sprache, sondern auch in der Sprache der Menschen reden. Seit ewiger Zeit ist das so. Ich weiß das von meiner Mutter.

Hast du auch gewußt, fragte Moritz, daß ich zu dir kommen und dich mit ins Tal nehmen werde? Nein, antwortete der Esel. Ich weiß von meiner Mutter, daß wir Esel anders als die Menschen ohne Hoffnung leben. Wir hoffen nie, daß sich etwas zum Guten wendet. Wir haben aber auch keine Angst, daß etwas Schlimmes passiert. Ich habe nicht damit gerechnet, daß jemand, noch dazu ein Kind, kommen und mich aus diesem Elend erlösen wird.

Moritz befreite den Esel aus dem Verschlag und ging vor ihm her zum großen Tor des Stalls. Der Esel konnte nicht mit ihm Schritt halten, seine Beine waren steif vor Kälte. Hüpf doch, schlug Moritz ihm vor, vielleicht wird dir dabei warm. Der Esel versuchte es, mit Erfolg. Das sah lustig aus. Moritz mußte lachen. Er hüpfte neben ihm her. Daran wieder hatte der Esel seinen Spaß, und so hüpfen sie um die Wette bis zum großen Tor.

Im Stall schob Moritz Stroh zusammen und sagte zum Esel, er solle sich darauf betten und am Stroh wärmen, er, Moritz, werde Heu bringen, damit der Esel sich sattessen könne. Ja, erwiderte der Esel, und bei der Stalltür sehe ich Rüben. Bekommst du, sagte Moritz. Der Esel kuschelte sich ins Stroh, legte den Kopf auf die Vorderfüße, schaute zufrieden vor sich hin, beobachtete den geschäftigen Moritz, und am Ende des Stalls sah er eine Frau, die Mist auf eine Scheibtruhe lud.

Während der Esel fraß, streichelte Moritz dessen Mähne und fragte ihn, warum er in einen Verschlag gesperrt worden sei. Für den Bauern und die Bäurin, antwortete er, aber auch für die Nutztiere gibt es noch genug Nahrung. Ein kleiner Esel hat keinen Nutzen. Die Bauersleute würden mich verhungern lassen. Meine Mutter brachte mir heimlich zu essen, nicht viel, aber es reichte. Esel sind genügsame Tiere.

Glücklich betrachtete Moritz den Esel, der, nachdem er das Heu gefressen hatte, an der Rübe knabberte. Der Esel hielt inne, hob den Kopf und stellte die Ohren auf. Was für schöne, lange Ohren, dachte Moritz. Meine Mutter, sagte der Esel, befindet sich auf dem Nachhauseweg. Willst du nicht zu ihr?, fragte Moritz. Sie ist noch weit weg, war die Antwort. Esel haben ein sehr gutes Gehör. Du darfst dich nicht wundern, wenn ich während des Gehens immer wieder stehenbleibe und die Ohren spitze. Ich merke eine Gefahr, ehe du sie siehst.

Wo ist deine Mutter?, fragte Moritz. Im Wald, sagte der Esel. Die Bäurin sammelt Brennholz, meine Mutter trägt es auf dem Rücken zum Bauernhof.

Wenn sie hier ist, werde ich mich von ihr verabschieden. Moritz stellte sich vor, er müßte sich, wenn auch nur für einige Zeit, von seiner Mutter verabschieden, und wurde traurig. Was wird sie sagen?, fragte er. Sie wird froh sein, daß du mich mitnimmst, antwortete der Esel. So hat sie eine Sorge weniger.

Du hast recht, sagte Moritz. Außerdem ist es kein Abschied für immer. Ich kehre nicht zurück, erwiderte der Esel. Moritz war überrascht und fragte: Das weißt du? Ja, das weiß ich, antwortete er. Ich bin, mußst du wissen, nie ganz getrennt von meiner Mutter. Wir sind über andere Tiere, vor allem die Krähen, stets in Verbindung. Du wirst sie kennenlernen, ich werde ihnen von dir erzählen. Übrigens, wie heißt du?, fragte er. Moritz, war die Antwort. Und du? Ich heiße Esel.

Du solltest, fuhr er fort, zu deiner Großmutter gehen und ihr sagen, daß du mich mitnimmst. Sie ist mit der Arbeit noch nicht fertig, sagte Moritz, legte sich neben den Esel ins Stroh und streichelte sein weißes Maul. Du bist ein schönes Tier, sagte er. Und du ein kräftiger Bub. Meine Großmutter, sagte Moritz, wird nichts dagegen haben. Sie wird, erwiderte der Esel, sicher nichts dagegen haben. Woher weißt du das?, fragte Moritz. Das sehe ich, antwortete der Esel. Ich sehe, wie sie arbeitet, wie sie die Mistgabel bewegt, wie sie den Mist mit der Scheibtruhe wegkarrt, wie sie geht und wie sie sich niedersetzt, um zu rasten. Daran erkenne ich, was für ein Mensch sie ist.

Wie ist das, fragte Moritz, wenn ich mit meiner Großmutter zu dir komme? Wirst du mit ihr reden wie mit mir? Moritz, sagte der Esel, seit einer Ewigkeit ist es so, daß ein kleiner Esel, der von einem Kind aus seinem Elend erlöst wird, mit diesem Kind sprechen kann. Aber nur mit diesem Kind. Würde ich das Wort an deine Großmutter richten, verlöre ich auf der Stelle die Fähigkeit zu sprechen. Ich rede mit dir auch nur, wenn niemand in der Nähe ist, der sehen oder hören könnte, daß wir miteinander sprechen. Du kannst immer mit mir reden, und ich werde, wenn andere dabei sind, so tun, als würde ich dich nicht verstehen.

Moritz nickte beiläufig, als hätte er, was der Esel gesagt hatte, ohnehin gewußt, ging zu seiner Großmutter, setzte sich auf einen Melkschemel, wartete, bis sie die letzte Scheibtruhe voll Mist aus dem Stall gefahren hatte. Es war schon dämmerig, im Februar wurde es früh dunkel, Zeit, ins Tal zu gehen, ehe die Finsternis hereinbrach und man den Weg, schon gar im Wald, nicht mehr sehen konnte. Moritz ging mit der Großmutter zum Esel.

Er sieht gar nicht verhungert aus, sagte sie. Er hat sich rasch erholt, erwiderte Moritz, vor einer Stunde hat er sich kaum auf den Beinen halten können. Ich kann ihn nicht hierlassen, fuhr er fort, der Bauer sperrt ihn wieder in den Verschlag, wo er hungert und friert. Ich nehme ihn mit ins Tal.

Wir werden einen Platz für ihn finden, sagte die Großmutter und ging ins Bauernhaus, wo sie beim Eingang die Arbeitsstiefel auszog, in der Stube in die Bergschuhe schlüpfte und Brot und Butter, von der Bäurin bereitgestellt, in den Rucksack packte, nachdem sie zwei Pullover, einen für sich, einen für Moritz herausgezogen hatte, denn mit Einbruch der Dämmerung war es noch kälter geworden.

Moritz, erschöpft von dem ereignisreichen Tag, streckte sich im Stroh aus und machte ein Schläfchen. Der Esel ging seiner Mutter entgegen, die nicht mehr weit bis zum Bauernhof hatte, und erzählte ihr, was vorgefallen war. Die Mutter freute sich, daß ihr kleiner Esel auf ein mitfühlendes Kind gestoßen war, nun in der Sprache der Menschen reden konnte und von dem Kind ins Tal mitgenommen wurde.

Ihre Sorge war, daß während der eineinhalb Stunden, welche die drei brauchten, um ins Tal zu kommen, ein Fliegerangriff drohte. Seit dem Sommer war kaum ein Tag ohne mehrere Bombenexplosionen vergangen. Unten im Tal, das wußte die Mutter des Esels aus Erzählungen der Krähen, befand sich eine kleine Stadt mit einer großen Fabrik. Den Krähen zufolge wurde die Fabrik von Flugzeugen angegriffen. Warum ausgerechnet die Fabrik, das wußten die Krähen nicht.

Sehr wohl aber hatten sie berichtet, daß viele Angriffe fehlschlügen, und sie hatten den Grund dafür herausgefunden. Das Tal lag tief eingeschnitten zwischen zwei Bergen, dadurch entstanden starke Luftströmungen. Je nach Wetterlage gab es entweder eine Strömung den einen Berghang oder aber den anderen Berghang hinauf. Nichts machte den Krähen mehr Freude, als sich von dieser Strömung tragen zu lassen und in diesen Luftturbulenzen Fangen zu spielen. Sie wurden nicht müde, den anderen Tieren, die sich nicht in die Lüfte erheben konnten, davon zu erzählen.

Immer wieder hatten die Krähen die Flugzeuge beobachtet. Die wagten es nicht, ins schmale Tal zu fliegen, blieben über den Bergrücken, und von dort, viel zu hoch oben, warfen sie die Bomben ab. Nur wenige schlügen in die Fabrik ein, einige in Wohnhäuser, in denen die Fabrikarbeiter lebten, die meisten aber, von der Luftströmung erfaßt und seitlich abgetrieben, explodierten in den Bergen.

Das wußte die Mutter des Esels. Sie stieß einen lauten Schrei aus, einen Hilferuf an die Krähen. Ein Dutzend von ihnen kam angefliegen und setzte sich auf die Holzstücke, die auf dem Rücken des Esels festgebunden waren. Die Bäurin, die das Holz abladen wollte, versuchte vergeblich, die Vögel zu verscheuchen, worauf sie verängstigt ins Haus eilte, um ihren Mann zu Hilfe zu rufen.

Die Mutter des Esels trug den Krähen ihr Anliegen vor, die schwärmten aus und informierten andere Krähen, welche dann weiterflogen, um sich bei ihren Artgenossen kundig zu machen. Keine Stunde dauerte es, und die Krähen waren zurück auf dem Bauernhof. Die Bäurin hatte das Holz abgeladen, der Bauer, den sie geholt hatte, damit er die Krähen verscheuche, hatte sie ausgeschimpft, weil keine Krähe zu sehen war. Die Eselin stand mit dem Eselskind in der Stalltür, hinter ihnen lag Moritz auf einem Strohhallen und schlief.

Die älteste Krähe setzte sich auf den Kopf der Eselin und krächzte ihr ins Ohr, daß man bald mit einem Fliegerangriff rechnen müsse. Die

Luftströmung sei zurzeit dergestalt, daß die Bomben auf den Berg zugetrieben würden, auf dem der Bauernhof stand. Auf keinen Fall dürfe man nun ins Tal absteigen. Der kleine Esel, der mitgehört hatte, weckte Moritz und schilderte ihm die Lage. Der lief ins Bauernhaus und zog die Großmutter, die dabei war, Brot und Butter in den Rucksack zu verstauen, beiseite.

Wir können, sagte Moritz, jetzt nicht ins Tal gehen. Der Esel steht in der Stalltür und ist zu keinem Schritt zu bewegen. Ich habe meinen Arm um seinen Hals gelegt und versucht, ihn mit mir zu ziehen. Unmöglich. Er, dieser liebe, sanfte Esel, stampft unwirsch mit den Hinterbeinen auf, wirft den Kopf in die Höhe und steht mit gespitzten Ohren da. Ich bin mir sicher, er spürt, daß eine Gefahr droht. Das glaube ich auch, antwortete die Großmutter, nahm den Rucksack, verabschiedete sich von den Bauersleuten, die ihr einen guten Heimweg wünschten, und ging mit Moritz zum Stall, wo sie sich auf Strohhallen setzten. Der Esel legte sich zu ihnen und schmiegte sich an Moritz. Die Mutter des Esels hatte ihren Platz im Stall aufgesucht, nicht weit von den Pferden, aber abseits der Rinder, und sich zur Nachtruhe begeben.

Soll ich dir, flüsterte Moritz dem Esel ins Ohr, Heu zum Fressen bringen und vielleicht eine Rübe? O nein, flüsterte der Esel zurück. Du mußt wissen, Esel sind gefräßig. Ich bin im Augenblick satt. Brächtest du mir Heu und Rüben, ich fräße sie, als plagte mich der Hunger. So sind wir: äußerst genügsam und äußerst gefräßig.

So wie ich, erwiderte Moritz leise, und zur Großmutter sagte er: Ich bin hungrig, könntest du mir ein Butterbrot richten? Die Großmutter holte Brot und Butter aus dem Rucksack, aus einer Seitentasche des Rucksacks einen Feitel, schnitt eine Scheibe Brot ab und bestrich sie mit Butter.

Moritz hatte noch keine zwei Bissen gegessen, da gab es eine Explosion, gleich darauf eine zweite und noch eine. Die Bomben schlugen so nah beim Bauernhof ein, daß der Stall bebte. Moritz, dem der Bissen beinahe im Hals steckengeblieben wäre,

umklammerte vor Angst den Kopf des Esels. Die Großmutter rannte aus dem Stall. Da es draußen ruhig blieb, kam sie zurück, schaltete die Taschenlampe ein, suchte Brot und Butter und Messer, die im Stroh lagen, packte alles ein und meinte, man könne nun aufbrechen.

Sie mußten über den Hof und am Bauernhaus vorbei. Die Bäurin rannte ihnen entgegen, umarmte die Großmutter und rief: Frau Zaunschirm, Frau Zaunschirm, da sind Sie ja! Und der Bauer, der vor der Tür stand, rief: Herein mit Ihnen! Darauf müssen wir einen Obstler trinken! Die Bauersleute waren der Meinung gewesen, die Großmutter und Moritz seien auf dem Weg ins Tal. Vom Fenster aus hatten sie gesehen, wo die drei Bomben einschlugen – dort, wo der Weg vom Bauernhof hinunter in die Stadt führte. Für die Bauersleute hatte es keinen Zweifel gegeben, daß die beiden umgekommen waren. Und nun standen sie in Begleitung des kleinen Esels vor ihnen. Nein, sagte die Großmutter zum Bauern, es ist jetzt nicht die Zeit, um Schnaps zu trinken. Die Mutter von Moritz macht sich Sorgen. Wir sollten schon zu Hause sein. Sie hat die Bombeneinschläge gewiß gehört.

Bring die Flasche und drei Stamperln, sagte der Bauer zu seiner Frau, und zur Großmutter: Ich habe schon in der Früh gewußt, daß ein Unglück droht. Wissen Sie, was heute für ein Tag ist, Frau Zaunschirm? Die antwortete: Montag. Nein, rief der Bauer, nahm der Bäurin die Flasche aus der Hand, schenkte dreimal ein, stürzte den Schnaps hinunter und nötigte die Frauen, es ihm gleichzutun. Nein, rief er, heute ist der zwölfte Februar. Vor zehn Jahren – oder waren es elf? – haben die Arbeiter unten in der Fabrik zu den Waffen gegriffen. Diese roten Teufel wollten die Regierung stürzen, unsere christliche Regierung. Viel hat nicht gefehlt, und sie hätten gewonnen. Als erstes hätten sie unseren Hof angezündet. Im letzten Moment ist das Militär gekommen und hat sie besiegt. Begonnen hat der Aufstand am zwölften Februar. Und heute ist wieder ein zwölfter Februar. In der Früh habe ich schon gewußt, dieser Tag bringt nichts Gutes. Und ich habe rechtbehalten.

Zur Großmutter sagte er: Ihr müßt den anderen Weg nehmen, das ist ein großer Umweg, ihr braucht zwei Stunden bis in die Stadt. Ich weiß, sagte Großmutter. Ich gebe euch zwei Petroleumlampen mit, sagte die Bäurin, damit ihr den Weg findet. Eine genügt, erwiderte die Großmutter, ich habe eine Taschenlampe. Und so zogen die drei los. Sie brauchten nicht zwei, sondern, weil viel Schnee auf dem Weg lag, drei Stunden, bis sie zu dem Haus kamen, in dem Moritz wohnte.

Sie sahen die Mutter von Moritz, umringt von einigen Frauen, welche die von Weinkrämpfen Geschüttelte stützten, damit sie nicht zusammenbrach. Bleib hier, sagte die Großmutter zu Moritz und ging, zaghaft einen Fuß vor den anderen setzend, auf die Frauen zu, erfüllt von der Sorge, ihrer Schwiegertochter könnte der Wechsel der Gefühle - die schmerzliche Trauer um den totgeglaubten Sohn, die plötzliche Freude, daß er noch lebte - derart zusetzen, daß sie die Besinnung verlöre.

Anna! rief die Großmutter. Wir haben uns verspätet. Dort, wo wir normalerweise gehen, haben Bomben eingeschlagen. Wir mußten einen großen Umweg machen. Du brauchst dich nicht aufzuregen, uns ist nichts passiert. Anna Zaunschirm setzte sich auf eine der Stufen, die zum Haustor führten, Moritz lief zu ihr und sprang auf ihren Schoß. Seine Mutter drückte ihn so fest an sich, daß er keine Luft bekam. Er löste sich aus der Umarmung und sagte: Schau, wen wir mitgebracht haben, und rief: Esel, komm zu uns. Der kam langsam näher und genoß es, von Anna Zaunschirm und den Frauen rund um sie bestaunt zu werden. Der Esel, sagte Moritz, hat uns das Leben gerettet.

Und er erzählte der Mutter, daß er sich auf dem Bauernhof mit dem kleinen Esel, der in einen engen, dreckigen Verschlag gesperrt gewesen sei, angefreundet und sogleich beschlossen habe, das ausgehungerte und durchflorene Tier mit nach Haus zu nehmen. Als die Zeit gekommen sei, ins Tal abzusteigen, habe der Esel sich nicht von der Stelle gerührt, und als Großmutter und er, Moritz, gedrängt hätten, endlich loszugehen, habe der Esel markdurchdringende Klagelaute ausgestoßen.

Und tatsächlich, fuhr Moritz fort, wären bald darauf drei Bomben eingeschlagen. Seine Mutter sagte: Es waren gewaltige Explosionen. Ich hatte keine Hoffnung, daß ihr überlebt. Die Frauen streichelten den Esel, den Lebensretter, der es genoß, von den Menschen im Tal freundlich aufgenommen zu werden.

Wo, fragte Moritz' Mutter, wird der Esel wohnen? Bei mir, sagte die Großmutter. Ich begleite euch, sagte Moritz, rutschte vom Schoß der Mutter und fragte: Hast du etwas zu essen für mich? Eine Suppe mit viel Hühnerfleisch, erwiderte die Mutter. Die Großmutter wohnte ein paar Häuser weiter im ersten Stock eines Einfamilienhauses als Untermieterin - auch die Eltern von Moritz lebten in einem Einfamilienhaus zur Untermiete -, der Großmutter stand aber auch eine Holzhütte im Garten zur Verfügung, in der sie Hasen hielt und Hühner, welche in einem abgezaunten Teil des Gartens Auslauf hatten, sonst befanden sich in der Hütte nur ein Leiterwagen und ein Fahrrad.

Großmutter stellte das Zeug hinaus, nun war genug Platz für den Esel. Ich hole ein paar Decken, sagte sie, morgen besorge ich Stroh und etwas zu fressen für ihn. Endlich waren Moritz und der Esel allein. Wie gefällt es dir hier? fragte Moritz. Ich komme aus dem Staunen nicht heraus, erwiderte der Esel. Du hast deiner Mutter eine schöne Geschichte erzählt. Sie glaubt, daß ich dir das Leben gerettet habe. Das stimmt auch, sagte Moritz. Wir beide, erwiderte der Esel, wissen, wie es wirklich war. Du hast recht, sagte Moritz, wir kennen die wahre Geschichte. Wenn ich die der Mutter erzählte, würde sie glauben, ich rede wirres Zeug. Deshalb habe ich

ihr lieber diese schöne Geschichte erzählt. Die hat vor allem den Sinn, daß du hier als mein Lebensretter giltst. Die Nachbarinnen haben die Geschichte gehört, das heißt, daß morgen die ganze Stadt Bescheid weiß. Du wirst ein Held sein.

Ich freue mich, sagte der Esel, daß in der Hütte auch Hasen und Hühner wohnen, ich werde ihnen die wahre Geschichte erzählen. Die beiden verstummten, denn Großmutter kam herein, scheuchte Moritz und den Esel zur Seite und breitete einige Decken auf dem Boden aus. Für heute muß das reichen, sagte sie, und zu Moritz: Es ist spät, du mußt nach Haus.

Moritz' Mutter hatte die Hühnersuppe bereits warmgemacht, Moritz fischte mit der Hand die Fleischstücke heraus, die Flügel und den Hals, nagte sie ab und löffelte dann erst die dicke Suppe mit Erdäpfelstücken und Karotten. Der Teller war noch nicht leer, da fielen Moritz vor Müdigkeit die Augen zu. Er war gewohnt, um acht Uhr ins Bett zu gehen, nun war es schon zehn vorbei. Er konnte aber, obwohl er todmüde war, nicht einschlafen, zu viel ging ihm durch den Kopf.

Er hörte sogar noch, daß sein Vater heimkam. Der hatte in dieser Woche Nachmittagschicht, die dauerte von zwei bis zehn, manchmal länger. Der Vater war, anders als die Väter seiner Freunde, nicht im Krieg. Soviel Moritz aus den Gesprächen der Eltern herausgehört hatte, arbeitete der Vater in einem Werk, das Getriebe für Panzer erzeugte. Er mußte nicht in den Krieg, weil er Dinge herstellte, die notwendig waren, damit der Krieg geführt werden konnte. Von Beruf, auch das wußte Moritz, war der Vater Schlosser.

Davon, wer gegen wen Krieg führte, hatte Moritz keine genaue Vorstellung. Die Flugzeuge kamen aus dem Ausland, daraus schloß er, daß das Ausland Krieg führte. Er fragte sich, warum der Betrieb des Vaters Kriegsmaterial herstellte. Offenbar führte das Land, in dem er lebte, Krieg gegen das Ausland. Die Frage, wie das nun wirklich sei, lag ihm auf der Zunge, er stellte sie aber nicht. Er hätte die Mutter fragen können, den Vater sah er selten. Der mußte

oft zehn, manchmal zwölf Stunden arbeiten. Die Mutter aber fragte er nicht, weil ihn die Sache in Wahrheit nicht interessierte.

Moritz trieb sich, wenn er nicht gerade mit der Großmutter auf den Berg ging, mit seinen Freunden auf der Straße herum. Bei ihnen etwas zu gelten war ihm wichtig. Und sich Geltung zu verschaffen war nicht leicht gewesen. Als er im Alter von zwei Jahren der mütterlichen Obhut entkam und sich unter die Nachbarskinder mischte, verstand er nicht, was sie redeten, und sie verstanden ihn nicht. Sie sprachen obersteirischen Dialekt, er Hochdeutsch. Seine Mutter stammte nicht von hier. Sie war ihrem Mann hierher gefolgt, der vor fünfzehn Jahren in diese Stadt, nach Kapfenberg, gekommen war, weil er hier Arbeit gefunden hatte.

Die Mutter von Moritz sprach ein holpriges Hochdeutsch und bemühte sich, mit dem Kind hochdeutsch zu sprechen. Moritz setzte seinen ganzen Ehrgeiz darein, die Sprache der Nachbarskinder zu erlernen, das Obersteirische. Er wuchs zweisprachig auf. Anfangs war er ein Außenseiter, die Spielgefährten, allesamt lebenswürdige Kinder, ließen ihn das aber nicht spüren. Sie akzeptierten ihn als einen von ihnen. Moritz wollte mehr. Er öffte ihre Sprache nach, bis er sie beherrschte.

Moritz war längst kein Außenseiter mehr, vergaß aber nie, daß er einer war, und tat alles, um unter den Spielgefährten eine besondere Rolle zu spielen. Er ermunterte die anderen zu Ballspielen, zum Versteckspiel, und er war es, der die Idee hatte, einen Streifzug bis zum Waldrand zu machen. War er allein zu Haus, galten seine Gedanken einem nächsten Plan, mit dem er die Spielgefährten überraschen konnte.

Aus der Küche hörte Moritz wohlvertraute Geräusche. Der Vater war heimgekommen, die Mutter schüttete Wasser, das sie auf dem Herd gewärmt hatte, in ein Lavoir, er begann sich zu waschen. Zuerst schrubbte er mit einer Bürste die ölverschmierten Hände, dann wusch er Gesicht und Oberkörper, und während er sich abtrocknete,

wischte die Mutter mit einem großen Fetzen das Wasser, das der Vater verspritzt hatte, vom Boden auf. Noch während dieser Arbeit begann die Mutter zu erzählen, was am Tag vorgefallen war.

Wirklich, rief ihr Mann, der sich zur Suppe gesetzt hatte, ein Esel? Erzähl das noch einmal! Sie wiederholte die Geschichte. Das ist unglaublich, sagte der Vater, ohne diesen klugen Esel hätten wir unser Kind nicht mehr. So ist es, erwiderte die Mutter. Wo ist er jetzt? fragte der Vater. Bei deiner Mutter, antwortete die Frau, in der Hütte. In der Hütte, rief der Vater empört, er rettet unserem Kind das Leben, und ihr steckt ihn in diese Hütte! Wir sind froh, erwiderte die Mutter, daß wir diesen Platz gefunden haben.

Eine Zeitlang sagte der Vater nichts, Moritz hörte, wie er die Suppe löffelte. Dann begann er wieder laut wie vorher zu reden: Wir sind froh! Wenn ich das schon höre! Über alles müssen wir froh sein. Daß wir noch am Leben sind. Daß wir noch zu essen haben. Warte nur, wenn der Krieg vorbei ist, und er wird bald vorbei sein, dann baue ich für den Esel ein Schloß! So wird es sein, sagte die Frau leise, denn sie war es müde, ihrem Mann zu widersprechen. Wir leben in der Hölle, fuhr er fort, aber nach der Hölle kommt das Paradies. So steht es geschrieben. Und wo? fragte sie. Das weiß ich nicht, war die Antwort.

Moritz hörte, wie sein Vater den Löffel in den leeren Teller legte. Hat meine Mutter, fragte der Vater, Brot und Butter mitgebracht? Wir hatten keine Zeit, darüber zu reden, antwortete seine Frau. Ich gehe morgen abend zu ihr, sagte der Mann, morgen muß ich schon um sechs in der Früh in der Arbeit sein und komme wahrscheinlich erst am späten Nachmittag nach Haus. Ich brauche das Brot und die Butter. Heute während der Schicht sind drei Leute vor Hunger umgefallen. Für die Kriegsgefangenen wird es immer schlimmer. Ich weiß nicht, wie es in den Baracken zugeht, in denen sie hausen. Ich kann sie auch nicht fragen, ich würde sie nicht verstehen, sie sind Franzosen. Und selbst wenn ich Französisch könnte, würde mir das nicht nützen. Die Kriegsgefangenen dürfen nicht

reden, nicht miteinander und schon gar nicht mit uns. Nun bekommen sie auch nicht mehr ausreichend zu essen und brechen während der Arbeit zusammen. Mir sind einige als Helfer zugeteilt, die werden nicht vor Hunger sterben.

Deine Mutter, erwiderte die Frau, arbeitet bei den Bauern, damit sie Brot und Butter für uns bekommt. Ab heute, sagte der Vater, arbeitet sie bei den Bauern, damit auch die Kriegsgefangenen Brot und Butter bekommen. Darfst du ihnen das geben? fragte seine Frau. Selbstverständlich nicht, antwortete er. Es muß heimlich geschehen. Wie du weißt, ist bei den Nazis alles verboten. Die Nazis sind Teufel. Ja, sagte sie, die sind Teufel. Moritz hörte, wie die Mutter das Geschirr abwusch. Sie reden schon wieder von den Nazis, dachte er. Schon öfter hatte er fragen wollen, was dieses Wort bedeute, hatte aber darauf vergessen. Er stellte sich vor, wie er morgen seine Spielgefährten mit dem Esel bekanntmachen, wie er mit dem neuen Spielgefährten, dem Esel, Eindruck schinden würde, und schlief ein.



[...]

MICHAEL SCHARANG

ist Erzähler, Essayist, Drehbuch- und Hörspielautor.
Jüngst erschien in Berlin bei Suhrkamp
Aufuhr: Ein Roman.



Dobroslav Houbenov (2014): Terrorscan
Abu Sulaiman Al-Utaibi - Why do we wage Jihad
© Dobroslav Houbenov

Wolfgang Maderthaner, Michaela Maier (Hg.)



Acht Stunden aber wollen wir Mensch sein

Der 1. Mai. Geschichte und Geschichten.

 edition rot

BUCHBESTELLUNG

SOLANGE DER VORRAT REICHT

**Kupon ausschneiden
& einsenden an:**

**VA Verlag GmbH
Kaiser-Ebersdorferstrasse 305/3
1110 Wien**

ICH BESTELLE "ACHT STUNDEN ABER WOLLEN WIR MENSCH SEIN"
PREIS 19,90 € ZZGL. 9 € PORTO

NAME: _____

STRASSE: _____

ORT/PLZ: _____

TEL.: _____

E-MAIL: _____ UNTERSCHRIFT: _____

ODER BESTELLUNG PER E-MAIL AN DEN VERLAG: OFFICE@VAVERLAG.AT